


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



<36625595940017

Bruno Bauer

und

seine Gegner.

Von

Edgar Bauer.

Berlin.
Jonas Verlagsbuchhandlung.
1842.

Vorrede.

Dieses Buch will nicht schön sein, aber deutlich, nicht ausweichend, sondern geradeaus, nicht für eine aristokratische Gelehrtenkaste, sondern für Jeden, der lesen kann.

Berlin, im Oktober 1842.

Erstes Kapitel.

Wir Berliner sind die Billigkeit selber. Wir lassen uns in unsern Zeitungen und sonst in Broschüren und Broschürchen so gar mancherlei harmlos vorplaudern, und sind zufrieden, wenn uns nur Jemand eine Meinung sagt; thut er dabei einigermaßen ernsthaft, nimmt er die Miene an, als habe er alle die pure Wahrheit, welche er uns vorträgt, durch wer weiß wie viel Erfahrung und Nachdenken erworben, so sind wir gern bereit, ihm zu glauben und uns seinem Ansehen zu fügen. Der Mann muß doch Recht haben, sagen wir, und freuen uns, daß wir nun auch mitsprechen und mit einigen scheinbar plausibeln Worten die Sache abmachen können.

§. 1. Unbillige Billigkeit des Publikums.

Aber diese Billigkeit ist höchst unbillig, diese Unpartheiligkeit höchst partheilich. Zwar, fast alle Tage lesen wir in unsern Zeitungen das Motto: Audiatur et altera pars, zu deutsch: auch das andre Theil muß man hören. Aber diesen tröstlichen Satz zur Wahrheit werden zu lassen, gestattet unser Zartgefühl nicht. Denn wäre es nicht unanständig und für unsere Vorliebe für Maaß und Schranke höchst anstößig, wenn unsern weisen Zeitungsorakeln nachgewiesen würde, sie haben Unrecht? Ist es nicht ein unbilliges und unmenschliches Unterfangen, Männern, welche fast allein die Gelegenheit zu reden haben, Fehler, Unwahrheit, Nachlässigkeit vorzuwerfen?

Unser Billigkeitsgefühl darf also nicht verletzt werden. Und darum glauben wir, es sei genug, den Grundsatz der Unpartheilichkeit ausgesprochen zu haben und, eine lockende

Fahne, vor uns her zu tragen. Wenn nun aber einmal das andre Theil wirklich Miene macht, sich hören zu lassen, dann schreien wir gleich über Volksverführung, über ausgelassene Bilderstürmerei, und wer weiß was sonst noch.

So ist es uns in der Angelegenheit Bruno Bauers ergangen. Ihr glaubt, ihr kennt sie, aber Ihr täuscht Euch sehr. Denn, in der That, ist es bis jetzt irgend einem Anhänger Bruno Bauers verstattet gewesen, in Berlin zu sagen, wie er nun die Sache ansehe? Hat man nicht vielmehr in unsern Zeitungen ungestraft und unwiderlegt die Forschungen Bauers und ihre Resultate unsittlich, maaslos, bilderstürmerisch nennen dürfen? Könnt Ihr aber wohl das Wahre an der Sache erkennen, wenn nur Einer Parthei Macht und Recht gelassen wird, ihre ausschweifenden Beschuldigungen gegen Bruno Bauer in die Welt zu schicken? — Brüsten wir uns also nicht mehr mit jenem Unpartheilichkeits-Motto; seien wir vielmehr offen und sagen ungescheut: Nur eine Parthei hat das Recht gehört zu werden.

§. 2. Partheilich und Parthei.

Ihr seht, wohin Euch Eure allzugroße Billigkeit führt: Ihr werdet partheilich. Man soll aber nicht partheilich sein, auch wenn man Parthei ergreift. Der Partheiliche stellt sich entweder aus vorgefaßten Begriffen oder aus Nebeninteressen zu einer Parthei, ist also, da ihn nicht die Wahrheitsliebe treibt, eher schädlich als nützlich. Wer wahrhaft Parthei ist, ist wahrhaft unpartheilich. Denn nicht aus Partheilichkeit, sondern weil er die Gegenparthei vollkommen erkannt, durchschaut, gewürdigt hat, hat er Parthei ergriffen.

§. 3. Man muß Parthei ergreifen.

Darum, Freunde, prüfet und ergreift Parthei, um in das, was verhandelt wird, ein klares Einsehen zu bekommen; laßt Euch nicht gleich durch Jeden, der in dieser oder jener Zeitung seine hochwohlweisen Worte ertönen läßt, zum Glauben verführen. Um Gotteswillen, seid nicht so billig; macht Euch theuer, macht eine schwere Eroberung aus Euch. Noch einmal prüfet und ergreift Parthei.

Damit Ihr das aber könnt, ist es unsre Pflicht, den Behauptungen, die sich bis jetzt bei Euch Eingang verschaffen wollten, andere, richtigere entgegenzustellen. Es ist eine Pflicht, die zu erfüllen wir uns selbst, so wie Euch schuldig sind. Uns selbst, damit Ihr uns einmal in wahrem Lichte sehet; Euch, weil im selbstständigen Prüfen die Würde des Menschen besteht, Ihr aber nicht prüfen könnt, so lange man Euch von uns nur einen Schatten, ein Gespenst vormacht, statt Euch unser Wesen, unser Fleisch und Blut vorstellig zu machen. Dies letztere Geschäft wollen wir hier auf uns nehmen.

Wir wollen Euch in einfachem Bericht den Standpunkt, den Bauer einnimmt, darstellen. Wir wollen Euch beweisen, wie wichtig es sei, gerade in dieser Sache klar zu schauen, weil sie mit den bedeutendsten Bestrebungen unserer Zeit zusammenhängt. Wir wollen Euch zeigen, daß diese Sache nicht etwa zu complicirt sei, um erst in Jahrhunderten einen Einfluß auf das Leben zu gewinnen, nein, daß sie einfach genug ist, um von Jedem, der das Denken nicht scheut, verstanden und angewandt zu werden. Wir wollen Euch ferner beweisen, daß Alle, welche bis jetzt gegen Bauer aufgetreten sind, vor dem logischen Denken, vor dem scharfen Kritisiren sich gefürchtet haben, daß sie auf vornehme Weise von oben her und nach vorgefaßten Meinungen mit ihm fertig werden zu können glaubten.

Von Euch aber verlangen wir fürs Erste gar nichts Uebertriebenes. Ihr sollt sogar zuerst nicht aus Eurer beliebten Billigkeit heraustreten; Ihr sollt uns blos anhören und nur einmal auch bei uns sagen, was Ihr schon bei so vielen Andern gesagt habt: der Mann muß wohl Recht haben. Vielleicht gelingt es uns, Euch nach und nach Parthei zu machen, und zwar nur dadurch, daß wir Euch die ganze Sache wahrhaft und unverfälscht vortragen.

§. 4. Man hat Bauer bisher

Meine schlimmsten Feinde sind die, die mich nicht verstehen. Sie mögen mich nun vertheidigen, sie mögen mich anklagen wollen, immer sind sie mir schädlich. Ja, wer

falsch angegriffen und falsch vertheidigt, weil man ihn nicht verstanden hat.

mich versteht, ist nicht mein Feind; denn wenn er mich in meinem Wesen zu erfassen, wenn er mich aus dem, was ich bin, zu widerlegen sucht, wenn ich gewiß sein kann, daß er nicht aus Nebeninteressen, sondern aus Streben nach Wahrheit gegen mich ist, dann ist er eben nicht gegen mich, denn in dem Höchsten, in der Wahrheitsliebe, stehen wir zusammen, sind wir Eins.

Nun sind viele Stimmen über Bruno Bauer laut geworden. Voten aller Art hat man abgegeben; Separatvoten, politische und unpolitische, theologische und untheologische, ministerielle und oppositionelle. Man hat theils für, theils gegen Bauer gesprochen. Aber fast von Allen, die ihre Stimme abgegeben haben, ist zu sagen, daß sie Bruno Bauer nicht so auffaßten wie er wirklich ist, daß sie alles Mögliche aus ihm gemacht, nur nicht ihn so dargestellt haben, wie er darzustellen ist, daß sie ihn nicht verstanden haben. Wie kann mich nur Der widerlegen, wie kann mich Der vertheidigen, der mich nicht versteht?

Wie aber ist diese auffallende Erscheinung zu erklären, daß man einen Mann, dessen Schriften Jedem zugänglich sind und der seine Grundsätze auch nicht im Geringsten verhehlt, so geradezu verkennen konnte?

§. 5. Um Bauer zu verstehen, muß man unsre Zeit verstehen.

Man kann Bauer nicht verstehen, wenn man nicht weiß, um was es sich überhaupt in unsrer Zeit handelt. In welchem Verhältniß steht Bauer zu seiner Zeit? Horcht er auf das was sie will? Gehorcht er ihren Geboten? Nur wenn wir uns diese Fragen richtig beantworten, können wir erkennen, ob alle Anfeindungen, welche bisher gegen ihn unternommen sind, nicht von einer unzeitigen, beschränkten Standpunkte aus gemacht und eben darum kraftlos und erfolglos seien: Darum habt ein wenig Geduld! Ist doch bei uns in Berlin noch Niemand aufgetreten, der die Bestrebungen unserer Zeit bis zu ihrer Spitze hin dargestellt und vertreten hätte. Ihr kennt sie also nur aus mißliebigen Andeutungen, welche Furcht und Unverstand gegen sie zu machen gewagt haben. Hat man Euch

doch sogar weiß machen wollen, daß, wenn die Resultate der modernen Wissenschaft ins Leben übergehen sollten, man nicht mehr ohne Panzerhemd würde über die Straße gehen können. Da ist Euch wohl recht angst geworden, Ihr armen schutzlosen Kindlein, als Ihr hörtet, daß fortan Tugend und Vernunft, mit Verachtung aller Etikette, in nakter Schönheit offen daher gehen würden? Freilich, es wäre möglich, daß sich auch Eure im Schlafe der Verstocktheit erstarrten Gelüste regen möchten, daß auch in Euch der Wunsch aufsteigen möchte, vernünftig zu werden, und zu sein und sich zu geberden, wie der ungebundene freie Mensch. — Ohne Panzerhemd nicht über die Straße! Bedenkt doch nur, was das heißt und wie man mit solchen Worten der ganzen Menschheit eine Grobheit ins Gesicht wirft. So schwach also wäre die menschliche Bildung, daß sie die Barbarei zur Folge hätte! Nein, das ist vielmehr barbarisch, von der Civilisation, welche die Geschichte seit Jahrtausenden erstrebt und dem Geiste der Menschheit entarbeitet hat, zu behaupten, daß sie zur Unsittlichkeit, zu räuberhaftem Strolchwesen, zur Unsicherheit führe. Während es doch ihr einziges Streben ist, dem Menschen seine eigene Würde zum Bewußtsein zu bringen, gegenseitige Achtung, Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Gleichheit der Rechte zu erzeugen und zu heiligen und gerade das Panzerhemd der Polizei unnöthig zu machen.

Solche Leute, welche sich gegen unsre Zeit verpanzern und verpallisadiren wollen, verstehen unsre Zeit nicht, können keine Erscheinung unsrer Zeit richtig auffassen, können also auch Bruno Bauer nicht begreifen, sie verstehen gar nichts, nicht einmal sich selber.

§. 6. Der Charakter unsrer Zeit ist die Revolution.

Was ist unsre Zeit? Sie ist revolutionair. Ihr erschreckt: man hat Euch von Kindheit an daran gewöhnt, mit dem Worte Revolution sogleich die Vorstellung eines Popanzes zu verbinden, der wenigstens mit der Guillotine und Gräuelthaten aller Art im Gefolge dahergezogen kommt. So daß es nöthig ist, was nicht nöthig sein sollte, Euch

diesen einfachsten und unschuldigsten aller Begriffe deutlich zu machen und ihn aus der Hölle zu erlösen, wohin ihn Kurzsichtige und Furchtsame gebannt haben.

§. 7.
Elemente der Revolution.

Wir sind so stolz auf unser Jahrhundert und seine Intelligenz, wir können daher auch nicht läugnen, daß etwas Anderes ist der Mensch des achtzehnten, etwas Anderes der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, ja daß etwas Anderes ist der Mensch vom Jahre 1842, etwas Anderes der Mensch vom Jahre 41. Das ist sehr klar, aber eben weil es so klar ist, wird es von Denen, die die Klarheit hassen, geleugnet. Diese Freunde der Dunkelheit machen folgenden weisen Schluß: Die Menschen des vorigen oder des vorvorigen Jahrhunderts haben sich bei ihren Einrichtungen so wohl befunden, warum denn wir nicht? Warum denn fort und fort verbessern, da wir der menschlichen Unvollkommenheit wegen doch nie zum Besten gelangen können? Und, sagen sie weiter, Dieses, Jenes, was man jetzt als unvollkommen, als irrthümlich verschreien will, ist es nicht von unsern Ahnen heilig gehalten worden? Ist es nun nicht Frevel, hieran zu kritteln und das Falsche auffinden zu wollen? Nein, was für sie gut genug war, ist auch für uns gut genug; was sie glaubten, müssen wir auch glauben; wie sie lebten, müssen wir auch leben.

Legitimität: Stillstand und Rückwärts.

Jeder Zustand, jeder Standpunkt, den die Menschheit im Laufe der Geschichte einnimmt, bildet sich seine ihm eigenthümlichen Formen und Einrichtungen. Diese Formen, die für eine gewisse Zeit gut genug waren, will man also für ewige Zeiten festhalten; an sie klammert man sich an; sie spricht man heilig. Statt daß man einzig und allein heilig sprechen sollte den Geist, der diese Formen geschaffen hat, sie also auch bei höherer Entwickelung zertrümmern und statt ihrer neue, zeitgemäße schaffen darf.

Und diese Männer, welche starr an der Form festhalten, machen noch darauf Anspruch anerkannt zu werden, weil sie in ihrer salbungsvollen Weise die Würde der

Menschheit aufrecht erhielten. Heißt das etwa die menschliche Würde behaupten, wenn wir den ewig schöpferischen Geist der Form des Augenblicks aufopfern, wenn wir die Gegenwart und die Zukunft, die einer immer größern Vollendung entgegenschreiten sollen, zu Sklavinnen einer unvollkommenen Vergangenheit machen wollen? Machen wir uns dadurch der Achtung würdig, daß wir der Menschheit zumuthen, sie müsse im Irrthum verharren, um ja nicht die, welche früher gelebt, zu widerlegen?

Auf höchst uneigentliche Weise nennt man jene Männer des Stillstands Gesetzliche oder Legitimisten. Wenn das nämlich nur Gesetz ist, was die gleiche Berechtigung jedes Einzelnen schützt, so sind die allein gesetzlich, welche das Recht der Gegenwart anerkennen, welche nicht die Vergangenheit zu einer Aristokratin machen wollen, vor der sich die freie Gegenwart zu beugen habe, sondern welche die fortschreitende Zeit für stark genug halten, den Menschengeist immer mehr seiner Fesseln zu entledigen und ihn zur Hervorbringung passender Gesetze und freier Zustände zu befähigen.

Opposition u. Vorwärts.

Jenen Legitimisten stehen nun die Männer des Vorwärts, die Männer der geistigen und politischen Freiheit gegenüber: die Vertreter der Opposition. Wenn die Legitimisten das natürliche Erzeugniß und die Sklaven der Zustände sind, von denen sie sich nicht losmachen können, und über deren Herrlichkeit ihnen nichts geht, so machen die Oppositionsmenschen gegen jeden überlieferten Zustand, der für die fortgeschrittene Menschheit nicht mehr paßt, die Freiheit des Geistes geltend, der in jedem Augenblick fessellos genug sein müsse, um das Neue, Gediegenere, Vollkommnere aus sich hervorzubringen. Sie sind es recht eigentlich, welche die Menschheit, das heißt die geniale Menschheit vertreten; denn sie allein machen den Menschen nicht zum Knecht seines Vorfahrs, sie allein bestreben sich, den Menschen aus der durch allerhand Krücken gestützten und gehemmten Kindheit der männlichen, heroischen Frei-

heit zuzuführen. Drum nennt man auch sie recht uneigentlich Oppositionelle. Denn wenn es wahr ist, daß man nur gegen etwas Wesentliches Opposition machen, nur gegen etwas durch seine Gediegenheit wahrhaft Hartnäckiges sich stemmen kann, so machen sie nicht Opposition. Denn das Wesentliche gerade ist es, was sie aufrecht erhalten, das Gediegene, was sie zur Geltung bringen wollen. Jene Legitimisten aber sind die Oppositionellen, denn sie bekämpfen die dem Menschen wesentliche Freiheit, sie wollen das Alte, Morsche, das Verfaulte und Ueberlebte immer noch als etwas Heiliges festhalten.

Die Revolution u. der Begriff der Menschheit.

Die Revolution besteht nun in dem Siege der Opposition über die Legitimität. Die Revolution vertilgt Alles, was den Menschen, diese geisterfüllte Kreatur, zur geistlosen, gedankenscheuen Maschine machen will. Der Revolutionair macht sich zum Diener der Menschheit, um die Menschheit zur glorreichen Herrscherin zu machen, er glaubt aber, man könne ihr nicht besser dienen, als indem man sich und Andere veredelt und alle Schranken, welche die Kultur hindern, zertrümmert.

Ist nun die Revolution wirklich ein solcher Popanz, wie man Euch gewöhnlich glauben machen wollte? Popanze giebt es überhaupt nur für den Furchtsamen, der, weil er selbst geistlos ist, den Geist ein Gespenst und das Gespenst einen Geist nennt. Für den Mann mit freiem Blick und kühnem, selbstvertrauendem Muth giebt es nur die Glorie des Lichtes, welches da kommt, um mit seinem Strahl das Morsche zu versengen, das Lebendige zu höherer Kraft, zu freudigerer Wirksamkeit anzuregen. — Der Revolutionair hat immer nur die Natur, den Begriff der Menschheit im Auge und sucht ihm gemäß zu handeln.

Ihr fragt: was ist aber das, der Begriff der Menschheit? Seht Ihr, wir sind nun schon so und so viel Jahrtausende alt, die Menschheit hat sich nun in einer langen Reihenfolge von Jahrhunderten abgearbeitet, und wir müssen noch nach dem Einfachsten fragen, wir wissen noch

nicht, welches die Natur des Menschen sei. Und wir werden es nicht wissen, so lange als wir dem Menschengeist, der fliegen will, Gewichte anhängen, so lange als wir ihn, der vorwärts will, durch überkommenen Aberglauben zurückhalten wollen. Denn so lange der menschliche Geist nicht seiner Freiheit und ungebundenen Selbstentwicklung überlassen ist, so lange können wir auch nicht sagen, er habe ein Dasein, das seiner würdig wäre.

Die Freiheit.

Für jetzt aber ist der Begriff der Menschheit für uns der, daß sie frei sei. Mensch und frei, Freiheit und Menschheit, das ist für uns ein und dasselbe. Und wenn nicht der Mensch seine Freiheit auch dazu mißbrauchen könnte, daß er sich unfrei macht und gegen die eigne Freiheit kämpft, so wäre es ganz unerklärlich, daß man jene unsre heilige Vorstellung von der Menschheit als gottlos, frevelhaft, ja als unmenschlich verschreien kann.

§. 8.
Ohne Wissenschaft keine Freiheit.

Das aber, wozu uns die Natur bestimmt hat, können wir nicht werden, außer durch Wissenschaft und Kritik. Die Wissenschaft ist eben dieses Element der Wahrheit, in welchem allein der Geist sich wohl fühlt. Weit entfernt, einen Richter über sich anzuerkennen, ist sie es vielmehr, welche über Alles richtet, vor der sich Alles als ächt zu bewähren hat.

Ohne Kritik keine Wissenschaft.

Und in diesem Richteramte steht ihr die Kritik zur Seite. Die Kritik hat keine Rücksicht zu nehmen, als allein darauf, wie sie ihrem eigenen Berufe, das Wahre und Gute von dem Falschen und Schlechten zu scheiden, treu bleibe. Vor ihr gilt kein Alter, keine Heiligkeit, kein Ansehen der Person. Sie ist das feurige Schwert in der Hand der Wissenschaft, womit diese jeden Schächer, jede Beschränktheit von dem freien Geistesparadiese forttreibet. Sie zerstört alles aristokratische Unwesen, das sich nicht auf lebendiges, vernünftiges Recht, sondern nur auf vergilbtes Pergament berufen kann.

Ihr sollt nun selbst entscheiden, ob die Kritik so sehr ein Werk des Teufels ist, wie man Euch bisher hat ein-

reden wollen. Wogegen sie sich richte, was sie wolle, sollt Ihr erfahren. Dann, wenn Ihr sie kennen gelernt, urtheilt, ob sie verwerfbar, oder ob von ihr heilsame Folgen für das Menschengeschlecht zu erwarten sind.

§ 9.
Die Kritik richtet sich gegen das, was ohne Prüfung geglaubt werden will,

Die Kritik, die Wissenschaft, die Philosophie — man kann es nennen, wie's beliebt — will, daß Jeder durch sich selbst, vor Allem, daß er Mensch sei. Sie richtet sich also gegen Alles, was sich blos deshalb, weil es beschränkt, weil es alt, weil es Ueberlieferung ist, dem Menschen von vornherein als Wahrheit aufdrängen möchte; gegen Alles, was, die Prüfung von sich abweisend, an und durch sich selbst wahr sein will und einen unbedingten Glauben verlangt. Denn wenn das, was geglaubt werden will, wahr ist, warum sollte es die Prüfung scheuen; wenn es aber die Prüfung scheut, woher soll ich wissen, ob es wahr sei? Meine Freiheit aber verlangt, daß ich wisse; denn nur wenn ich weiß, bin ich frei.

gegen die Tradition,

Die Kritik richtet sich daher gegen alle Tradition. Und man sollte glauben, daß der Reactionär, wenn er folgerecht denken könnte, ihr hierin nur beistehen dürfte. Denn ist es nicht sein oberster Grundsatz, daß der Mensch und alles Menschliche unvollkommen sei? Wenn wir ihm nun beweisen, daß das, was bisher als heilige Ueberlieferung auf uns lastete, eben auch nur menschlich und daher unvollkommen, und also abzuwerfen sei; solltet Ihr da nicht meinen, daß uns diese sogenannten Legitimisten in hellen Haufen zurennen, uns um den Hals fallen und salbungsvoll ausrufen müßten: Bruderlieb du hast Recht? Aber nein, diese Leute sind der Widerspruch selber. Sie, die in der Gegenwart nur Unvollkommenheit sehen, machen die Unvollkommenheit der Vergangenheit zn etwas Heiligem, Unverletzlichem, wollen uns einreden, daß die Kindschaft der natürliche Zustand des Menschen sei, sie wollen die Barbarei verewigen, die Unfreiheit vergöttern, und geben uns statt der lebendigen Form eine Mumie.

Aber, hören wir schreien, die Kritik richtet sich gegen die Religion; das wird uns von allen Seiten vorgeworfen, gleich als wenn wir es läugneten. Ja, wenn dies eine Beschuldigung ist, so ist sie richtig. Wenn es wahr ist, und es ist wahr, daß die Religion sich auf das Glauben, auf die Ueberlieferung stützt, so ist ebenso wahr, daß die Kritik gegen die Religion ist.

gegen die Religion.

Das ist das kitzliche Resultat, welches uns ganz unbefangen und von selber entgegengekommen ist. Das ist der Punkt, bei welchem sich die Feinde der Philosophie vor allem aufhalten, um von hier aus die Kritik zu verdammen.

§ 10.
Historische Begründung dieses Factums.

Das Factum, daß die Wissenschaft sich gegen die Religion wendet, steht fest. Wir fürchten also nicht, daß man uns verhindern wird, es auszusprechen. Um so mehr aber fürchten wir, daß wir auf Hindernisse stoßen werden, wenn wir versuchen, dies Factum zu vertheidigen und plausibel zu machen. Verhalten wir uns daher bei diesem Versuche rein historisch, motiviren wir den Fortschritt der Wissenschaft bis zu ihrer heutigen Vollendung rein und allein durch die Geschichte, deren Fortschreiten niemand abläugnen, deren Darstellung niemand verdächtigen kann.

Der Fortschritt aber, den uns die Geschichte zeigt, ist: Katholicismus, Protestantismus, moderne Kritik. Der Katholicismus stützt sich auf das geschriebene Wort und die Traditon, der Protestantismus auf das geschriebene Wort allein, die Kritik auf den freien Menschengeist. Der Katholicismus ist religiöse Unfreiheit, der Protestantismus die halbe Freiheit, die Kritik die ganze rein menschliche Freiheit.

Katholicismus.

Der Katholicismus läßt gar keine Kritik zu; er ist wie er ist, unfehlbar. Er ist das vollständigste Bild legitimer Erstarrung; er erkennt den Menschengeist gar nicht an. Gegen diese total-religiöse Unfreiheit des Katholicismus erhob sich der Protestantismus. Luther forschte, Luther zweifelte, Luther befreite uns von der Tradition. Und

Protestantismus.

eben weil der Protestantismus aus Forschung, Zweifel, Befreiung hervorging, konnte er seinen Ursprung nie abläugnen. Er mußte die Kritik als berechtigt anerkennen, aber sie ganz zu befreien vermochte er nicht. Er verfiel in das Bestreben, sich legitim zu machen, sich zu stabiliren, ein Bestreben, welchem kein halber Fortschritt entgeht. Er behielt nämlich die heilige Schrift bei, auf deren Terrain sich zwar die Kritik versuchen könne, deren göttlichen Ursprung sie aber nicht antasten dürfe. Die Freiheit der Kritik sollte also noch durch eine Schranke, durch die Unantastbarkeit der heiligen Schrift, behindert sein. Mit einem Wort: die Wissenschaft sollte noch nicht vollkommen Wissenschaft, sie sollte zum Theil noch Religion sein. Die Wissenschaft sollte sich zwar mit der heiligen Schrift beschäftigen können, aber nicht darauf Anspruch machen, der Bibel gegenüber selbst heilig, das heißt in ihrem Recht der freien Forschung ungehemmt zu sein.

Kritik. Aber die Wissenschaft haßt die Sclaverei, zumal wenn sich zu der Knechtschaft der Schein der Freiheit gesellt. Die Wissenschaft sucht sich ganz frei zu machen. Und dieser Versuch ist ihr in Bruno Bauer gelungen.

Bruno Bauer ist über den Protestantismus hinausgegangen, indem er die heilige Schrift, ihrer Abfassung im Ganzen und Großen nach, der Forschung unterworfen hat. Er erklärte die Entstehungsart der heiligen Schrift überhaupt, nicht gläubig, nicht um schön zu finden, was nicht schön, richtig, was nicht richtig ist, sondern er hat sich des freien Rechts des freien Geistes bedient, der, wenn er Widersprüche findet, nicht sich abquält, um diese Widersprüche scheinbar zu lösen, sondern der nachweist, daß es wirkliche, unlösbare Widersprüche sind, welche durch die Natur und die Abfassung der heiligen Schriften selber verursacht sind.

Ich will Euch nun ein genaues Bild der Bauerschen Kritik geben, ich will Euch die Resultate seiner Forschung, wo möglich mit seinen eignen Worten vorlegen, damit Ihr

endlich wisset, woran Ihr mit ihm seid, damit Ihr ihn nicht mehr nach leerem Gerede beurtheilt, damit Ihr Parthei ergreifen könnt.

§ 11. Bruno Bauers Kritik.

Marcus ist nach ihm der erste, welcher ein sogenanntes Evangelium schrieb. Aber er schrieb keine Geschichte, weil er es seiner Anlage nach nicht konnte. Denn diese seine Anlage sei eine religiöse und eine von der religiösen Anschauung der Gemeinde abhängige gewesen. Die religiöse Anschauung bekümmere sich nämlich nicht um die Gesetze der wirklichen Welt, sie kehre vielmehr dieselben um. Sie kenne zum Beispiel keine Erde, erkenne dieselbe wenigstens nicht an, nenne sie vielmehr ein Jammerthal und stelle ihr den zukünftigen Himmel entgegen. Nicht unser Leben, wie und wo wir es führen, sei ihr das wahre, sondern es sei nur eine Vorbereitung, nur ein Sterben für ein späteres Leben. Die Weisheit dieser Welt sei ihr Narrheit, die Sclaverei dieser Erde Himmelsglorie. Sie wisse von keiner Wissenschaft, welche der strebende Menschengeist sich erwerbe, sie kenne höchstens eine Begeisterung, welche ohne das Verdienst des Menschen über ihn kommt, eine plötzliche Eingießung des göttlichen Geistes, eine momentane Mittheilung prophetischer Gabe, die sich noch dazu schwache, vor der Welt geistlose Creaturen aussuche. Sie erkenne nicht den Geist der Menschheit in der Geschichte, wisse nicht, daß dieser das allein Schaffende, Treibende sei, sie verwandele vielmehr den allgemeinen Geist in eine einzelne Person, in ein einziges Ich, einen Messias, von welchem sie behaupte, daß er nicht aus der Menschheit hervorgegangen, sondern unmittelbar von Gott auf die Erde herabgeschickt sei. — Eben so wenig sei die religiöse Anschauung im Stande, die Natur in ihrer Würde, als eine wirkliche Schöpfung und Offenbarung des Geistes aufzufassen. Sie begreife nicht, daß die Natur geistbegabt sei, daß es bestimmte Gesetze seien, nach denen sie lebt und webt. Vielmehr, wenn sie Geist und Natur zusammenbringe, so „lasse sie den Geist gegen die Natur toben“,

sie verspotte, zertrümmere die Natur, sie mache sie unnatürlich, d. h. — sie verrichte Wunder.

Diese religiöse Anschauung der Gemeinde war es, welche, wie Bauer nachweist, die Erzählungen vom Messias schuf. Bauer macht also die Berichte der Evangelien zu Schöpfungen des menschlichen Selbstbewußtseins, zu Schöpfungen der Gemeinde, welche Marcus zuerst noch einfach auffaßte und der Nachwelt überlieferte.

Wie verhält es sich nun mit Lukas? Bauer meint, daß Lukas bei der Abfassung seines Evangeliums nicht mehr blos durch die religiöse Anschauung gebunden gewesen sei, sondern auch unter der Herrschaft des theologischen Bewußtseins gestanden habe.

Was nennt er aber theologisches Bewußtsein? Der Theologe und sein Bewußtsein, meint er, sei auf folgende Weise von dem Philosophen, dem Manne der Wissenschaft unterschieden. Während der Philosoph in heiterer Geistesfreiheit nichts als wahr anerkenne, als was sich vor seiner kritischen Prüfung bewähre, so habe der Theologe etwas von vorn herein Gegebenes, also ein Evangelium, eine kanonische Schrift überhaupt, dessen Wahrhaftigkeit ihm von Anfang an feststehe. Nun komme er aber in die schlimme Verlegenheit, seine eigenen Anschauungen, seine Ueberzeugungen, die er nie ganz bei Seite setzen kann, mit dem, was sich ihm als wahr und unumstößlich hinstellt, in Uebereinstimmung bringen zu müssen. Er suche daher zu vermitteln. Nun sei bekannt, daß die Vermittelung keine von beiden Partheien ganz zu ihrem Rechte kommen läßt, daß sie vielmehr beide zwingt, etwas von dem ihrigen nachzulassen, und sich nachher doch zu überreden, daß ihnen vollkommen Recht geschehen sei. Hieraus entstehe nun eine Quälerei, durch welche natürlich die Thatsache, welche mit der Ueberzeugung vermittelt werden soll, verändert werde, obgleich man glaube, daß sie noch dieselbe geblieben sei. Komme es nun gar vor, daß der Theologe nicht blos seine Ueberzeugung mit der Thatsache, sondern

in dem heiligen Buche selber Thatsache mit Thatsache in Widerspruch finde, so werde seine Quälerei, seine ängstliche Arbeit doppelt. Dann „zirkelt, mißt, drückt, dehnt, quetscht, verdreht, verzwercht er, dann ballt er die Faust und droht er den Widersprüchen, sie sollen sich zur Ruhe begeben, wenn er sie nicht erwürgen solle. Er spannt die Bibel und die Vernunft zugleich auf die Tortur, und der Kritiker, der es wagt zu behaupten, daß diese Sinnlosigkeit eben so enorm und zwecklos, eben so albern wie frivol ist, droht er mit dem himmlischen Donner."

Unter der Herrschaft dieses „theologischen Bewußtseins" habe nun auch schon Lukas gestanden. Er habe das Evangelium des Marcus schon vor sich gehabt und nun seine schon entwickelteren religiösen Anschauungen mit den Berichten des Marcus in Uebereinstimmung bringen müssen. Bauer weist daher auch schon im Evangelium des Lukas „gequälte Deutungen, Umstellungen, Verdrehungen" nach, wie der Verfasser sich Mühe gegeben habe, das vorliegende Evangelium mit der Anschauung, wie sie sich seiner Zeit in der Gemeinde gebildet hatte, zu vermitteln. Auch durch die Art, wie Lucas die Darstellung des Marcus nach seiner Art anders anordnet und abschreibt, erklärt Bauer in dem Evangelium desselben mancherlei Inconvenienzen und Widersprüche.

In noch größerem Maaße fänden sich nun diese Resultate des theologischen Bewußtseins im Matthäus und im Johannes. Matthäus habe den Lukas und Marcus vor sich gehabt, und er selber daher seine Anschauung mit Beiden und Beide wieder miteinander vermitteln müssen. Dazu komme; Matthäus habe sich wiederum nach seiner Art eine neue schriftstellerische Anordnung geschaffen. Indem er nun die Thatsachen, die er vorfand, umstellte, mußte er natürlich manche Facta, wegen des verschiedenen Ortes und der verschiedenen Verbindungen, in welche er sie brachte, ihrem Sinne und ihrer Bedeutung nach ganz umändern; ein Paar Facta erzählte er zweimal, indem

er sie das einemal dem Marcus, das anderemal dem Lukas entlehnte, also daß er manchmal aus Einem Factum zwei gemacht hat. — Bauers Kritik mußte daher jedesmal eine doppelte sein. Er mußte erstens fragen: wie ist das ursprüngliche Factum in dem Bewußtsein der Gemeinde entstanden, und zweitens mußte er bei der verschiedenen Art, wie die Evangelisten es erzählen und umstellen, die Operationen nachweisen, durch welche, und die Zwecke, nach welchen die heiligen Schriftsteller ihre Umänderungen u. s. w. zu Stande gebracht haben. Es sind für Bauer also zwei Quellen, denen er die Evangelien entspringen läßt: die religiöse Anschauung der Gemeinde und die schriftstellerischen Zwecke der Evangelisten.

Durch ein Paar Beispiele wird dies klar werden. Ich will diese Beispiele anführen, um zugleich nachzuweisen, durch welche wahrhaft künstlerische Methode Bauer bis zu seinen letzten Resultaten aufsteigt. Man hat ihm einen Vorwurf daraus zu machen gesucht, daß er in leidenschaftlicher Stimmung seine Bücher zusammengeworfen habe. Die Sinnlosigkeit dieses Vorwurfs leuchtet sogleich ein, wenn man sieht, mit welcher Klarheit und Seelenruhe Bauer seine Beweise zusammenstellt, bis sie zuletzt ganz wie von selbst das Resultat herausspringen lassen. Nachdem er nämlich immer erst die Berichte der Evangelisten untersucht, die Widersprüche, welche sich in ihnen finden, herausgeschält, nachdem er dann die Versuche der Theologen, diese Widersprüche aufzulösen, zu nichte gemacht hat: geht er zuletzt auf den Kern des Factums hin, und weist seine Entstehungsart nach.

Ich gebe einen Auszug aus seiner Kritik der Versuchungsgeschichte. („Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" I. S. 213—244.)

Mathäus sagt, Jesus sei nach der Taufe im Jordan vom Geiste in die Wüste geführt worden, „damit er vom Teufel versucht werde". Er „hat also die Anschauung, daß der Herr einer höheren Nothwendigkeit folgte

oder vielmehr von ihr getrieben wurde und der treibende Geist ist ihm der göttliche. Der Zweck, um dessentwillen Jesus in die Wüste geführt wurde, ist seine Versuchung von dem Teufel; soll diese aber vom göttlichen Geiste, der Jesum führte, unmittelbar beabsichtigt sein, so entsteht die schwierige Frage, wie der göttliche Geist zu einer solchen Absicht kommen konnte." Denn Gott brauchte Jesum nicht zu prüfen, „da er wissen konnte, daß derjenige, den er eben bei der Taufe seinen geliebten Sohn genannt hatte, der Versuchung unzugänglich sei." Matthäus ist der einzige Evangelist, welcher die Versuchung als vom Geist unmittelbar beabsichtigt darstellt. „Er wollte nämlich die Angaben, die er in den Schriften der beiden anderen Evangelisten las, doch nicht blos abschreiben, sondern erklären und in ihren inneren Zusammenhang setzen. So liest er bei Lucas und Marcus, daß der Geist Jesum in die Wüste getrieben, und daß der Herr in seiner Einsamkeit versucht worden sei." Was also die beiden unbefangen nebeneinanderstellen, bringt Matthäus in ein Verhältniß von Ursach und Wirkung, und auf die Weise erzeugt er den Widerspruch, daß Gott, der doch Jesum kennen mußte, ihn erst durch die Versuchung kennen lernen wollte. — Ferner „in der Bestimmung, wann die Versuchung angefangen und wie lange sie gedauert habe, gehen die Berichte sehr weit auseinander." Marcus sagt: Und der Geist trieb ihn in die Wüste, und er war daselbst in der Wüste vierzig Tage lang, versucht von dem Satan. Lucas sagt: Und er ward im Geiste in die Wüste geführt, vierzig Tage lang versucht vom Satan. Die Anschauung des Marcus ist ganz klar, nach seiner und der Gemeinde ursprünglichen Ansicht ist Jesus vierzig Tage lang vom Satan versucht worden. Unklar aber und widersprechend ist, was Lucas meine. Er erzählt nämlich weiter, es habe Jesum, nach vierzigtägigem Fasten, gehungert, und diesen Hunger erst habe der Satan als Anlaß benutzt, um die erste Versuchung daran zu knüpfen. Durch diesen Zusatz widerspricht er sich.

Zuerst sagt er, Jesus sei vierzig Tage lang vom Satan versucht worden, dann sagt er wieder, der Teufel sei erst nach dem Verlauf dieser Tage, da Christum hungerte, zu ihm getreten. Matthäus hat den Widerspruch, den er im Lucas fand, ausgeglichen. Er sagt nämlich, Jesus hätte vierzig Tage in der Wüste gefastet und dann sei der Versucher zu ihm getreten. Der Unterschied und Widerspruch, den wir bei dieser Sache also in den Evangelien finden, ist: Marcus sagt, Jesus sei vierzig Tage lang versucht worden, Lucas sagt, Jesus sei vierzig Tage lang versucht, und zugleich sagt er, der Versucher sei erst nach Verlauf jener Tage zu ihm getreten. Matthäus sagt, Jesus habe vierzig Tage gefastet, und erst dann sei der Versucher gekommen. — Was nun die weitere Erzählung angeht, so weiß Marcus weiter nichts zu berichten, als daß die Versuchung überhaupt geschah und vierzig Tage dauerte. Lucas erzählt schon von bestimmten Versuchungen und benutzt zu ihrer Anknüpfung einen bestimmten Anlaß: das Fasten, und zwar nimmt er diese Angabe, daß der Messias gefastet habe, aus dem Marcus. Marcus nämlich endigt seinen Bericht mit den Worten: „die Engel dienten ihm.“ Da man nun aus der Erzählung vom Elias weiß, zu welchem Zwecke die Engel dem Propheten dienen, nämlich um ihn zu speisen, so hatte Lucas nicht Unrecht, wenn er diesen Sinn in den Worten des Marcus fand. Nun ist aber dadurch der ganze Widerspruch in den Bericht des Lucas gekommen, daß, als er das Evangelium schrieb, die Gemeinde schon von bestimmten Versuchungen wußte, er also für diese Versuchungen einen Anknüpfungspunkt haben mußte — das Fasten — und er dann doch den ursprünglichen Bericht des Marcus aufrecht erhalten wollte. — Uebrigens läßt Lucas in seiner weiteren Versuchungsgeschichte die Notiz des Marcus von den Engeln, die Jesus dienten, fallen. „Die Versuchungen folgen sich in seiner Erzählung so, daß der Satan erst den Hunger Jesu für seine Zwecke benutzen will, als es ihm nicht gelingt,

den Herrn auf einen hohen Berg führt, und endlich nach Jerusalem, wo er ihn auf die Zinne des Tempels stellt. Hier in der Stadt hat er nun keine Gelegenheit, die Aufwartung der Engel, die nur in der Wüste Zweck und Sinn hat, zu benutzen, sie ist ihm überflüssig geworden, er vergißt sie und bemerkt dafür zum Schluß, daß der Satan bis auf Weiteres vom Herrn gewichen sei." Anders Matthäus. Bei ihm „führt der Satan Jesum ohne Weiteres sogleich aus der Wüste auf die Zinne des Tempels, von hier auf jenen Berg, wo er ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigt, und hier im Freien, in der Einsamkeit treten die Engel zu dem Herrn, als ihn der Versucher verlassen hat, und warten ihm auf." Aus diesen Verschiedenheiten, aus diesen je nach dem Sinn des Schriftstellers sich anders gestaltenden Anlagen sieht man, daß „diese Berichte überhaupt nur der schriftstellerischen Kunst ihren Ursprung verdanken." Es bleibt also höchstens noch der Kern des Berichts, den wir bei Marcus einfach haben. Die Theologen haben denselben als ein wirkliches Factum aufzufassen gesucht. Ist ihnen das gelungen? „Schon dann ergreift den Theologen eine unüberwindliche Scheu, wenn er den wahren Kern der Erzählung, die sichtbare und persönliche Erscheinung des Teufels anerkennen soll." Er streicht also den Teufel aus dem Berichte, und macht den ganzen Vorgang der Versuchung zu einem innerlichen. Nun tritt aber die Schwierigkeit ein, wie es denkbar sei, daß in dem sündlosen Messias böse Gedanken aufsteigen konnten. Schleiermacher, der Theologe, sagt: „Wenn Jesus auch nur auf die flüchtigste Weise solche Gedanken gehegt, so ist er nicht Christus mehr, und die Erklärung, welche die Versuchung als einen inneren Vorgang in Christo selbst auffaßt, erscheint mir als der ärgste Frevel, der gegen seine Person begangen worden."

Die Versuchungsgeschichte ist daher nach Schleiermacher eine Parabel, die Jesus seinen Jüngern vorgetragen hat. Hiergegen sagt Bauer ganz richtig: „Nun müßte Jesus

gegen sich selbst gefrevelt und gegen seine Person die ärgste Sünde begangen haben, wenn er sich in dieser Weise zur Person einer Parabel gemacht und den Jüngern die Vorstellung beigebracht hätte, es sei möglich, daß in seiner Seele solche unwürdige Gedanken entstehen können. Jesus konnte nicht einmal die Parabel bilden, wenn er sich nicht selbst solcher Gedanken fähig hielt." — Es würde uns zu weit führen, wenn wir nun noch die einzelnen Widerlegungen, welche Bauer den Theologen und ihren Versuchen entgegenstellt, diese Geschichte bald als innere Begebenheit, bald als innern Kampf zu fassen, hier nach einader ausziehen wollten. Sie sind nicht auszuziehen, weil man sie, die in so schlagender Kürze einander folgen, nicht kürzer fassen kann, und da kein Wort in ihnen überflüssig ist, so kann sie ein jeder in der oben citirten Stelle nachlesen. Wir theilen hier nur noch Schluß und Resultat mit, zu denen Bauer am Ende kommt. Die Versuchungsgeschichte, meint er, ist nichts als eine Uebertragung der Kämpfe und Erlebnisse der Gemeinde auf den Träger und Repräsentant derselben, den Messias, in welchem sich die Gemeinde zu einem einzelnen Ich verkörpert anschaut. Sie ist eine Darstellung der Kämpfe des christlichen Princips. Dies christliche Princip aber ging darauf aus, die Weltverhältnisse umzukehren, dem Bestehenden, Wirklichen gegen die innerliche Welt des Glaubens seine Geltung zu nehmen, die Natur und ihre Gesetze zu nichte zu machen, die bestehenden Verhältnisse der Geschichte zu zertrümmern. Diesen Streit des christlichen Princips gegen die Welt und ihre Macht stellt die Versuchungsgeschichte dar, zugleich aber auch die Umkehr der Gemeinde, wo sie „vor dem Abgrunde, in den sie ihre fieberhafte Anstrengung zu stürzen drohte, erschrak, zur Besonnenheit kam, und das Bestehende, die Natur, die geschichtlichen Verhältnisse und die Macht der Welt wenigstens so weit bestehen ließ, daß sie auf den plötzlichen Umsturz derselben resignirte, und im Glauben an die göttliche Allmacht, welche zur rechten Zeit

den Kampf durchführen und entscheiden werde, sich beruhigte." Als Vorbilder „fand das die Erzählung formende Selbstbewußtsein, die alttestamentlichen Versuchungen, denen die Frommen ausgesetzt waren, den Durchzug durch die Wüste, das vierzigtägige Fasten Mose's, die Aufwartung des Engels, der dem Elias Speise brachte", vor. —

Dies eine Probe von der gründlichen, vorurtheilsfreien Kritik Bruno Bauers, woraus wir uns zugleich abnehmen können, wie wenig ihn diejenigen verstanden, ja wie unaufmerksam ihn die gelesen haben müssen, welche ihm ein leidenschaftliches Stürmen, ein unsittliches Polemisiren vorwerfen.

Eine andere Probe, wie er aus der schriftstellerischen und anordnenden Thätigkeit der Evangelisten Inconvenienzen in der Abfassung der Evangelien ableitet.

Der zweite Theil seiner „Kritik der Synoptiker" beschäftigt sich von S. 1 bis S. 184 mit „zwei Wundertagen". Bauer weist nämlich nach, daß Matthäus eine Menge Wunder, die er bei Marcus und Lucas zerstreut findet, auf zwei Tage so zusammenhäuft, daß am Ende zwischen beiden Tagen gar kein Raum für die Nacht mehr übrig bleibt.

Doch genug hiervon. Wir werden bei der Widerlegung der einzelnen Gegner Bauers noch hinreichende Gelegenheit haben, um auf die Methode und die Resultate dieses Kritikers genauer zurückzukommen.

§ 12. Wissenschaftliche Begründung der Bauerschen Kritik.

So viel ist wenigstens klar, Bauers Kritik ist nicht willkürlich, sie ist wissenschaftlich begründet, ja sie ist durch die Fortschritte des Menschengeistes und der Wissenschaft bis zu uns vorbereitet. Es wäre daher Unrecht, sie durch ein oberflächliches Wort oder gar durch die Scheere der Censur beseitigen zu wollen. Sondern, wie eine außerordentliche Kühnheit, ein großartiges Selbstvertrauen dazu gehörte, sie auszusprechen; wie aber auch eine ungeheure wissenschaftliche Arbeit, ein selbstopferndes Studium nöthig war, um zu diesen Resultaten sich durchzuarbeiten, so werden auch alle Gegner Bauers nichts gegen ihn ausrichten

können, als bis sie, alle äußerliche und Staatshilfe verschmähend, einer gleichen Gedankenarbeit, einer gleichen wissenschaftlichen Selbstverläugnung sich unterzogen haben werden. Dann würden sie aber vielleicht Beifall klatschen, wo sie jetzt zischen und höhnen.

§ 13. Ihre Wichtigkeit.

Verhehlen wir uns übrigens die historische Wichtigkeit der Kritik Bruno Bauers nicht. Man kann sich nicht mit ein Paar Redensarten über sie beruhigen. Es ist vielmehr Pflicht eines Jeden, sich dieselbe klar zu machen oder klar machen zu lassen.

Das ist gewiß: der christliche gläubige Sinn und die Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Bibel gehen Hand in Hand. Rüttelt man an dem einen, so gefährdet man auch das andere, weist man die Bibel als ein Menschenwerk nach, das einem bestimmten Standpunkte des menschlichen Geistes seinen Ursprung verdankt, so ist es auch auf der anderen Seite das Christenthum, welches man angreift, dem man seine Stütze raubt, und dem man ebenfalls die Vergänglichkeit anbeweisen will. Denn wenn es nur der bisherige christlich-religiöse Sinn der Menschheit war, vor welchem alle Widersprüche der heiligen Schriften sich auflösten, ja gar nicht bestanden, so beweist sich die Abnahme des christlichen Sinnes schon durch diese Eine Erscheinung, daß man sich nur auf die Wissenschaft stützen, nur aus ihr sein Recht herleiten und vermöge dieses Rechtes die heilige Schrift und ihre Abfassung kritisiren will.

§ 14. Was will die Kritik.

Man könnte daher bestätigen, was schon so oft die Gegner der Kritik in die Welt gerufen haben: die Kritik geht auf den Sturz des Christenthums aus. Und hiermit wär' die Frage nach dem Ziel und Endzweck der Kritik kurz abgemacht. Doch da wir nicht überraschen, nicht durch ein Paar Worte erschrecken wollen, so müssen wir Euch die Sache klarer machen.

Wir haben schon gesagt, daß der Charakter unserer Zeit die Revolution sei. Nun war auch das Christenthum eine große Revolution. Denn wenn es das Wesen der

Revolution ist, sich gegen das Bestehende zu richten, so trägt das Christenthum den Charakter derselben in hohem Grade an sich. Das Christenthum erklärt alle Macht, alle Herrlichkeit und Weisheit dieser Welt für nichtig; nur die Welt des Glaubens, nur das jenseitige Reich des Himmels ist vor ihm gültig; nach seiner Ansicht kann die Menschheit nicht aus sich selber den Heros hervorbringen, der sie erlöse; sie empfängt nur den Messias, der vom Himmel herab anf die Erde gesandt wird. — Eine Revolution hebt die andere auf, die moderne die christliche. Auch die moderne bekämpft das Bestehende, welches als solches ewig sein will; auch sie macht die Gewalt des Geistes gegen dasselbe geltend. Nur, daß sie unsere Erde als das einzige Terrain anerkennt, auf welcher der menschliche Geist seine Macht zu erproben habe; daß sie erklärt, daß die Zertrümmerung der Schranken blos dazu dienen solle, um für das Neue, Vernünftige Platz zu machen. Die moderne Revolution ist eine Revolution der Vernunft, während die christliche eine Revolution des Glaubens war.

Und dieses ist der Zweck der neuern Kritik: Sie baut zwar nicht, sie will und kann nicht bauen. Aber sie reinigt und ebnet den Boden, auf welchem die Neubauten der Vernunft aufzuführen sind.

Bauer selber sagt (I, XXIV): „Durchackern wir nur mit der Kritik den Boden der Geschichte; aus den Furchen wird der frische Lebensduft aufsteigen und der alte Boden, der lange genug brach gelegen hat, wird neue Zeugungskraft entwickeln. Hat uns nur erst die Kritik wieder reines Herzens und frei und sittlich gemacht, so wird das Neue nicht mehr fern sein. Aber wollen wir denn mehr? Bedarf es denn nicht nur der Entwickelung des befreiten Selbstbewußtseins?“

Reines Herzens! denn nur der ist rein, welcher denkt und allein die Herrlichkeit der Vernunft anerkennt?

Frei! denn nur der ist frei, welcher weiß, warum er handelt und in der vernünftigen Handlung seine Würde findet.

Sittlich! denn nur der ist sittlich, der seine geistige Fähigkeit nicht durch Vorurtheil und Aberglauben beschränken läßt.

§. 15.
Bruno Bauers Entlassung.

Wie kommt es doch, fragt Ihr, daß Bruno Bauer, der doch so hohe und sittliche Tendenzen hat, vom academischen Lehrstuhle verwiesen wurde? Dies Faktum ist allein aus der Anlage des Staates, der ihm die Lehrfreiheit genommen, und aus der geistigen Beschaffenheit der Universitäten, welche auf Bauers Entfernung angetragen und sie gutgeheißen haben, zu erklären.

So viel ist klar: Wenn es bei der Wissenschaft nur auf die Wissenschaft und auf wissenschaftliche Begründung ankommt, wenn es bei ihr feststeht, daß Der, welcher eine neue Meinung vorbringt, nicht, weil sie neu sei, zu verdammen, sondern wissenschaftlich zu widerlegen ist, kurz wenn es bei einer Wahrheit nur darauf ankommt, ob sie wahr ist, so muß man für unbedingte Lehrfreiheit auf Universitäten stimmen. Denn der Staat widerlegt Niemanden, indem er ihm die Freiheit zu lehren nimmt, und da er überhaupt durch einen Machtspruch, durch eine Absetzung nicht wiederlegen kann, so ist es für ihn immer gefährlich, sich so unmittelbar in die Sachen der Wissenschaft zu mischen.

Doch unsere Regierung hat sich hineingemischt. Ihr Charakter muß also ein solcher sein, daß er sie zu diesem Schritte zwang. Und so ist es: der preußische Staat nennt sich einen christlichen. Er glaubt daher auch das Recht zu haben, sich gegen die Wissenschaft zu erklären, welche das Christenthum angreift, er glaubt eine solche Wissenschaft von seinen Anstalten verbannen zu müssen. Und er hat wirklich Recht, so lange er christlicher Staat und nicht Staat überhaupt ist.

Es frägt sich nun: was ist der christliche Staat und was ist der Staat überhaupt.

§. 16.
Der christliche Staat.

Fanatische Christen zogen sich in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung aus der menschlichen Gesell-

schaft zurück, und glaubten der ewigen Seligkeit gewiß sein zu können, wenn sie in der Einsamkeit der Wüste sich den Betrachtungen über die Nichtsnutzigkeit der Welt eifrigst hingaben. Im Mittelalter, als das Christenthum in seiner höchsten Blüthe stand, als der christliche Eifer ganze Völker nach dem Morgenlande trieb, um das heilige Grab den Muselmännern abzuringen, da verbargen sich die Frömmsten in Klöstern, in der Abgeschiedenheit von der Welt, sie vermieden den weltlichen und sündlichen Zustand der Ehe, und ihre Abgeschiedenheit war es, woraus sie sich ein Verdienst machten. Wir sehen also, daß das christliche Prinzip in seiner extremen Ausbildung, weit entfernt die menschliche Gesellschaft gut zu heißen oder zusammenzuhalten, dieselbe verwarf und nur, wenn es sich von ihr trennte, sich rein erhalten zu können glaubte. Das Christenthum in dieser seiner Trennung vom Weltlichen darf es nicht leiden, daß von einem christlichen Staate gesprochen werde. Denn da es den Staat gar nicht anerkennt, so wäre der christliche Staat eben ein Unding. Daher kennt das Christenthum des Mittelalters keinen christlichen Staat; es kennt nur eine Kirche, eine alleinseligmachende Kirche, vor welcher die weltliche Macht im Staube kriechen muß. Erst der Protestantismus brachte den Begriff des christlichen Staates hervor. Der Protestantismus trat überhaupt in der Weltgeschichte auf, als die menschliche Vernunft ihre Rechte geltend zu machen begann. Er zerbrach zum Theil die Fesseln, unter welchen der Gedanke bisher geseufzt hatte; zu gleicher Zeit gelang es daher auch der Macht des Irdischen, es gelang den rein menschlichen Interessen, welche im Staate vertreten sind, sich geltend, sich wenigstens halb frei zu machen und sich neben die Kirche zu stellen. Hierdurch entstand der sogenannte christliche Staat, der erst durch die Wissenschaft zum wahrhaften Staate werden kann. Der christliche Staat nämlich gesteht schon durch seinen Namen, daß er sich nicht auf seine wesentliche Kraft, nicht auf seine Macht

als Staat, sondern daß er sich auf ein Bekenntniß und auf die Religion stütze. Hierdurch macht er sich selbst zu einer Art Kirche, während er die Kirche als Staatsanstalt benutzt und zu einer Art Staat macht. Der christliche Staat erkennt nämlich nicht den Bürger als Bürger und als Menschen an, sondern als Christen. Ich muß mich taufen lassen, um in den christlichen Staat aufgenommen werden zu können. Ich muß meine Ehe durch einen Priester heiligen lassen, damit sie von dem Staate anerkannt sei. Ich muß durch einen Priester in die christliche Gemeinde eingesegnet sein, um bürgerliche Rechte zu haben. — Das ist der christliche Staat, der seiner ganzen Anlage nach eine Sekte, welche nicht seiner Religion ist, also z. B. die Juden, nicht in seinen Verband aufnehmen kann. Zugleich folgt daraus, daß der christliche Staat nicht die Wissenschaft als solche, sondern die Wissenschaft, insofern sie christlich ist, honoriren kann. Und eben so gewiß ist, daß ein solcher Staat seine Lehranstalten beaufsichtigen und alle Diejenigen, welche da Wissenschaft, nicht aber christliche Wissenschaft lehren, von denselben verweisen muß.

§. 17. Der Staat.

Es kann daher nicht der christliche Staat sein, an den wir wegen der Absetzung Bruno Bauers zu appelliren haben, sondern der Staat überhaupt, der Staat, welcher seinem Begriffe entsprechend ist.

Um zu beweisen, daß, wenn wir vom Staate und vom Bürgerthum sprechen, welches nicht in einer Konfession, sondern in sich selber seine Bedeutung und Würde findet, wir nicht etwa phantastischen und theoretischen Träumereien uns hingeben, vielmehr uns nur auf das eigene Bewußtsein des preußischen Staates berufen, führen wir zuerst einige Worte des Ministers v. Rochow an. Den Bürgern einer Stadt, welche beantragt hatten, zwei katholische, lediglich von Katholiken zu wählende Stadträthe in den Magistrat aufzunehmen, wird geantwortet, daß ihr Antrag den Gesetzen zuwiderlaufe. „Stand, Geburt und Religion machen hinsichtlich der Gewinnung des Bürger-

rechts keinen Unterschied ..... der Inbegriff sämmtlicher Bürger macht die Bürgerschaft aus, welche die ihr durch das Gesetz verliehenen Rechte als ungetheilte Einheit ausübt und zu ihren Vertretern Diejenigen wählt, zu denen sie das meiste Vertrauen hat ... Die Stadtverordneten-Versammlung, welcher die Wahl der Stadträthe zusteht, ist weder in sich in Confessionen getheilt, noch ist derselben bei der ihr zustehenden Wahl der Magistratsmitglieder die Berücksichtigung des Glaubensbekenntnisses vorgeschrieben, indem sie nicht nur Christen jedes Bekenntnisses, sondern nach §. 8. des Gesetzes vom 11. März 1812 auch Juden zu wählen berechtigt, keineswegs aber eine Confession besonders zu berücksichtigen verpflichtet ist; sie hat vielmehr lediglich ihrer Ueberzeugung von der Tüchtigkeit der Kandidaten zu folgen."

Diese Worte sprechen für und durch sich selbst. Wir brauchen nur, was hier speciell von Stadtverordneten gesagt ist, durch einen erweiterten Schluß auf den Bürger überhaupt anzuwenden, um in jenen Worten unsre Ansicht vom Staat wiederzufinden.

In dem wahrhaften Staate, da ist es das bürgerliche Bewußtsein, das Bewußtsein zu einer allgemeinen menschlichen Gesellschaft, welche vernünftige menschliche Zwecke verfolgt, zu gehören, welches jedem Einzelnen seine Weihe giebt. Daß ich der organische Theil eines Ganzen bin, welches in seiner freien Lebendigkeit den Einzelnen anregt, adelt, erhebt und ihn seiner Selbstsucht entkleidet, daß ich, für mich handelnd, zugleich für ein Ganzes handle, das ist es, was mir den Charakter des wahren Bürgers giebt. Der Staat, das ist der Himmel, wo im harmonischen Einklange Alles ineinandergreift und alle einzelnen Töne zu einem Lobliede für die Allgemeinheit der Gesellschaft zusammenklingen. Die Wirksamkeit für die Freiheit und Würde des Staates, das ist meine Religion. Das politische Leben, das Wissen von dem, was in dem Staate, meinem Lebenselemente, vorgeht, ist mein Katechismus.

Für den Staat gehandelt zu haben, ist meine Unsterblichkeit. Die Vernunft der Gesellschaft ist das Höchste was ich verehre. Bürger zu sein ist mein Ruhm, zu wissen und mitzuhandeln meine Lebensbedingung.

Ein solcher Staat, der nicht auf Bevormundung, nicht auf ein Glaubensbekenntniß, welches der geschichtlichen Fortentwickelung unterworfen ist, sondern auf das lebendige, freie Selbstbewußtsein des Bürgers sich stützt, ein solcher Staat muß die Wissenschaft vor Allem schätzen und hochhalten. Denn sie ist es allein, die ihm seine Bestimmung begreiflich macht. Die Wissenschaft ist das ewige, unvergängliche Erbtheil des Menschen, weil das Wissen seine Bestimmung ist; wer also auf die Wissenschaft baut, ist eben so ewig und unvergänglich wie sie.

Ein solcher Staat wird aber auch, weil er weiß, daß ohne Freiheit keine Wissenschaft ist, dieser keine Fesseln anlegen. Und hierdurch allein werden die Schulen zu jenem Grade der Ausbildung gelangen zu können, welcher sie am heilsamsten für das Menschengeschlecht macht.

Wir können diese Behauptung nicht besser unterstützen, als durch einige Worte Mirabeaus, die wir in dessen Werk über die preußische Monarchie finden. „Alle Dinge ohne Ausnahme gewinnen, wenn sie vollkommen frei sind. Ein Besoldeter ist immer und unfehlbar sowohl nachlässiger, wie abhängiger, als ein Mensch, dessen Erwerbsmittel einzig und allein von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße abhängen. Führt die Regierung freie Mitbewerbung um den Unterricht ein, so unterwirft sie jeden Lehrer dem öffentlichen, allgemeinen und immer aufmerksamen Urtheil; ändert er nun sein Verhalten oder seine Grundsätze, vernachlässigt er sich: so folgt die Strafe unmittelbar auf dem Fuße: er wird verlassen. Die Fortschritte und der Glanz der Wissenschaften sind keineswegs den Besoldungen zuzuschreiben. Hat man jemals einen Mann von Genie oder nur einen Eingeweihten in irgend eine Wissenschaft gesehen, welche durch irgend einen andern

Sporn als durch die Liebe zu dieser Wissenschaft selbst wären in Thätigkeit gesetzt worden? Der wirklich große Mann wird einzig und allein durch den Reiz, welchen das Studiren hat, durch die in eine lebhafte Einbildungskraft tief eingedrückte Vorstellung von dem Schönen und Wahren bestimmt. Die Wissenschaften leben nur von zwei Dingen, von der Freiheit und von dem Ruhme."

Diese Worte Mirabeaus scheinen freilich nur für die äußere Lehrfreiheit, also dafür, daß der Staat nicht aus der Errichtung und Besoldung von Schulen ein Monopol macht, zu streiten, aber es liegt hierin unmittelbar, daß er auch die Prinzipien nicht seiner Aufsicht unterwirft*), vielmehr auch ihnen es überläßt, sich durch ihren innern Irrthum selbst zu widerlegen und durch ihre innere Wahrheit selbst zu behaupten; und dann leiten uns jene Worte auf die Beantwortung unsrer andern Frage, welch ein Schluß aus der Absetzung Bruno Bauers auf die Universitäten und ihren jetzigen Charakter zu machen sei.

§. 18. Die Universitäten.

Wir können auch hier unsre Meinung nicht deutlicher machen, als durch einige Worte Mirabeaus, welche sich in eben demselben Werke über die preußische Monarchie finden.

Nachdem er die Zurückberufung des von Friedrich Wilhelm I. verbannten Philosophen Wolf erzählt hat *),

*) „Was hätte ich" sagte Friedrich der Große „wohl zum Besten der deutschen Gelehrten thun können, das so vortheilhaft für sie gewesen wäre als der Umstand, daß ich ihre Bücher nicht las?" Mirabeau bemerkt hierbei: „Der große Mann wußte ein Mißtrauen in sich selbst zu setzen; er wagte es nicht, der Unverwundbarkeit seiner Seele das heilige Pfand der Preßfreiheit anzuvertrauen; er wandte die Augen davon ab, aus Furcht, sich daran zu vergreifen."

*) Friedrich II. schrieb an Reinbart zehn Tage nach dem Tode seines Vaters: „Ich bitte Ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft hochgehalten werden; und glaube ich, daß Er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt."

sagt er über die Universitäten: „Es verhält sich mit den Universitäten, wie mit den Karavanen. In barbarischen Zeiten und Ländern können letztere den Handel ermuntern. Allein wenn die Wege gut und sicher, wenn die Verkehrsmittel gehörig angelegt sind, so schaden sie ihm, indem sie die Geschäfte in Zeit und Ort zusammenpressen und eben dadurch einschränken. So haben die Universitäten Aufklärung geben und verbreiten können, indem sie einige schwache zerstreute Funken in einem Brennpunkte zusammenbrachten. Aber jetzt, da das Feuer brennt, gehört mehr als Unvernunft dazu, es an einigen Orten einzuschließen und eben dadurch seine Thätigkeit zu beschränken. Man lasse doch jeden Bränder aus dem Feuer ziehen, um das Gebäude bis in alle Schlupfwinkel hinein zu erleuchten. Wenn man den Aerzten, den Geistlichen und Rechtsgelehrten das Ihrige wo sie wollen zu lernen erlaubte; wenn man nicht verlangte, daß sie sich den Geist in gewissen Schulen sollen kneten lassen: so würde jeder geschickte Arzt, Rechtsgelehrte oder Theologe, an dem Orte, wo er lebt, eine für ihn und noch mehr für die jungen Leute nützliche Schule anlegen; denn diese könnten alsdann unter den Augen ihrer Aeltern zu den Wissenschaften angeleitet werden. Und was macht man denn auf der Universität? Dort wird man nicht gelehrt; denn wahre Gelehrsamkeit erlangt man erst in reifen Jahren. Man lernt also dort studiren. Ist es denn aber durchaus nothwendig, sich so viel Mühe zu geben, so viel Kosten daran zu wenden, um nur dazu zu gelangen? Man frage doch niemals nach der Schule, wo ein Mensch etwas gelernt hat; man prüfe nur, ob er es weiß; man lasse Jeden das lehren, was er sich zu lehren für fähig hält, wo er will, und daraus wird man einen dreifachen Vortheil ziehen."

„Da jeder Gelehrte die Laufbahn eines thätigen Unterrichts vor sich offen sehen wird, so wird er sich darauf legen, seine Wissenschaft unendlich besser zu studiren, sich bemühen um die Fähigkeit, sie zu lehren und sich dadurch

mehr Wohlstand zu erwerben. Die Methoden werden durch den Wetteifer besser werden, man wird besser und mehr lernen."

„Mehr Menschen oder wenigstens brauchbarere Subjecte werden sich den Wissenschaften ergeben."

„Allein der große Vorzug jenes Systems bestände darin, daß alle diese kleinen Brennpunkte von Kenntnissen, wenn sie so durch Zufall auf der Oberfläche eines Landes umhergestreut wären, die Kenntnisse unter die Klassen verbreiten würden, die keine Profession davon machen. Und zeigt nicht dies bloße Wort Profession schon, wie lächerlich die Sache ist. Was heißt das, Profession von Kenntnissen machen? Braucht nicht Jeder welche? Ist er nicht von Natur berufen, sich ihrer so viel er kann zu erwerben? Warum will man ein besonderes Gebiet aus Demjenigen machen, was das allgemeine Erbtheil der Menschheit ist? Warum legt man sogar ausschließende Privilegien zum Unterricht an?"

„Außer dem unpassenden Monopol der Wissenschaften, das den Universitäten ertheilt ist, erzeugen sie ein noch größeres Uebel, indem sie den Gelehrten, woraus sie bestehen, einen Esprit de Corps geben, der einen Theil derselben einschränkt, den andern aber überwältigt; weil man sie nöthigt, sich wenigstens äußerlich, entweder in dem, was sie lehren, oder was sie bekannt machen, nach demselben zu richten; und ist es denn nicht im Grunde einerlei, ob sie für ihre Person von den Vorurtheilen dieser gemeinschaftlichen Denkart angesteckt sind oder nicht?"

Die Fakultäten der verschiedenen preußischen Universitäten haben auf die Anfrage des Ministeriums dahin entschieden, daß Bruno Bauer die Freiheit, in Bonn zu lehren, genommen werden könne. Sie glauben hiermit jeden rechtlichen Einwand, der sich gegen eine einfache Entsetzung Bauers hätte machen lassen, zurückgewiesen zu haben. Aber dadurch, daß mehrere Korporationen in einer Sache entscheiden, worin sie nichts zu entscheiden haben,

wird ihre Entscheidung keine rechtlich begründete. Indem sie über Bauer zu Gericht saßen, während doch nicht ihnen, sondern der Wahrheit allein die Entscheidung zustand, so bewiesen sie, daß sie schon von jenem Geiste des Monopols befangen waren, den Mirabeau so treffend charakterisirt. Nun ist doch anzunehmen, daß in mancher Fakultät Männer von verschiedenen Gesinnungen gewesen seien, von denen einige vielleicht gegen die Entlassung Bauers waren. Diese wurden also entweder durch jenen Esprit de Corps in der Aeußerung ihrer Meinung gehindert, oder, wenn sie sich auch in Separatvoten ausließen, so war ihre einzelne Stimme derjenigen der Fakultät gegenüber ohne Gewicht. Aber schon dies, daß man überhaupt von separaten Voten spricht, beweist, daß man die Sache nicht von dem richtigen Standpunkte aus ansieht. In der Wissenschaft giebt es keine separate Stimme, jede Stimme ist vielmehr gleich berechtigt. Ueberdies, wie in aller Welt kann doch nur in der Wissenschaft durch Stimmenmehrheit entschieden werden? In der Wissenschaft, wo oft ein Einzelner mehr werth ist, als Tausende! Wie kann in der Wissenschaft die Mehrheit schon durch ihre Masse vor der geistreicheren Minderheit ein Vorrecht haben?

Wenn nun also die Universitäten sich das Recht der Entscheidung zuerkennen ließen, ohne schon hiergegen zu protestiren, wenn sie nun noch dazu gegen Bauer sich entschieden, so ist das nur ein Beweis, daß sie kaum mehr die Heerde sind, auf denen das Feuer der Wissenschaft ängstlich zu pflegen wäre, sondern daß die Wissenschaft eben dabei ist, mit Sprengung auch dieser Fessel sich in einzelnen Bränden über die Welt auszubreiten.

Wir beklagen uns also nicht über Bruno Bauers Entlassung von einer Universität, weil es nach dem Geiste, den die Universitäten verrathen haben, kaum eine angenehme Stellung wäre, auf einer Universität zu lehren. Wir beklagen uns nicht darüber, daß man Bauer nicht zum Professor gemacht hat, weil es in der That schade

wäre, wenn er aus der Wissenschaft eine Profession machen sollte. Wir beklagen uns nur darüber, daß man ein Prinzip mißachtet hat. Denn wenn eine Fakultät das Recht haben soll, über die Wahrheit nach Stimmenmehrheit zu entscheiden, so nimmt man eben der Wahrheit ihr souveraines Recht, wonach sie kein Ansehen über sich anerkennt, vielmehr ihre eigene Richterin ist. Und so lange die Universitäten der einzige Ort sind, wo man seine wissenschaftlichen Resultate vortragen und ausbreiten kann, so lange muß man es beklagen, daß Bruno Bauer nicht mehr die Gelegenheit und das Recht hat, die seinige vom Katheder herab zu entwickeln. —

§. 19. Bruno Bauers Gegner.

Hier habt Ihr nun, was man Euch bisher unklar dargestellt, in einer bündigen Auseinandersetzung. Es bleibt uns nur noch übrig, Bauers Gegner zu charakterisiren und zu klassifiziren, um sie bequemer überschauen und widerlegen zu können. Ich habe schon gesagt, daß man es auch versuchte, ihn zu vertheidigen, daß aber auch einige seiner Vertheidiger, weil sie ihn von einem falschen Gesichtspunkte aus betrachtet, weil sie ihn nicht verstanden haben, eben so wie seine Angreifer, zu seinen Gegnern zu rechnen seien.

Faßt man Bauer rein wissenschaftlich auf, so befeindet man ihn nicht. Die „Deutschen Jahrbücher" haben ihn so aufgefaßt, daher brauchen wir hier nicht von ihnen zu sprechen.

Nun giebt es aber noch eine andere Parthei, die sich gleichfalls wissenschaftlich nennt, die aber in sich selber so unklar und unbegreiflich ist, daß ich sie Euch nur durch einen Vergleich vorstellig machen kann.

Der poetische Heide Horatius besingt einen Wucherer Namens Alphius. Dieser ehrenwerthe Mann des Geldes erschöpft sich in dem Lobe des Landlebens, wie man hier fern von allem Kriegsgetümmel, fern von allem niedrigen Ehrgeiz ein friedliches ungestörtes Dasein führe. Schon ist er bereit, ein Bauer zu werden, —

Schon war der Mann der Zinsen in der Idee ein Bauer,
Doch die elegische Stimmung, sie war von kurzer Dauer:
Er griff nach dem Kalender und sah das Datum an,
Ob er an diesem Tage nicht Geld erheben kann —

da übermannt ihn die Anhänglichkeit an sein altes Geschäft und er kehrt zum Geldzählen zurück.

Aus solchen Alphien besteht die Parthei, die ich Euch jetzt schildern will. Ihre Liebe zu der Wissenschaft besteht auch fast nur in Redensarten. Wenn es aber ernst wird, wenn sich die Forderung stellt, nun auch ganz und gar auf die Seite der Wissenschaft zu treten, so finden sie sich noch so sehr in den Schlingen ihrer alten Vorurtheile, sie wagen es so wenig, einen entschiedenen Schritt zu thun, daß sie vielmehr Jedem, der, der Wissenschaft allein huldigend, vor den äußersten Resultaten nicht zurückschreckt, zurufen, er sei zu extrem, er liebe die Extravaganzen, alles, was er hervorbringe, seien Auswüchse. Sie sind in der Wissenschaft die Juste-milieu-Männer. Zur Wissenschaft muß man aber ganz und gar, mit Haut und Haar, gehören, oder man gehört nicht zu ihr, und spricht mit jedem Worte nur einen Abfall von ihr aus.

Die andern Gegner Bauers sind diejenigen, welche, auf Seiten der Religion stehend, sich durch ihn in ihrer Grundlage angegriffen finden. Statt ihn nun aber auch in seiner Grundlage, der Wissenschaft, anzugreifen, begnügen sie sich leider nur mit oberflächlichen Anklagen. Da sie das unbedingte Recht der Wissenschaft nicht anerkennen, so können sie ihn eben nicht wissenschaftlich widerlegen. Sie sind daher entweder noch ganz unklar über das, was Bauer will, und alle ihre Angriffe bestehen nur in dem Aussprechen von Vorurtheilen — was Bauer gar nicht berühren kann. Oder sie halten an Dem fest, was sie glauben, und nach ihrer Meinung haben sie Alles gethan, wenn sie Bauern nachweisen, daß er gegen den Glauben sei. Andere wieder meinen, Bauer müsse schon darum Unrecht haben, weil die Regierung gegen ihn entschieden habe.

Solche Männer handeln aber gerade am wenigsten im Sinne unserer Regierung. Denn diese hat oft genug ausgesprochen, daß sie die freie Prüfung nicht scheue, daß sie keiner Meinung die Gelegenheit nehmen wolle, sich auszusprechen, daß auch sie ihre Handlungen und Gesinnungen nicht für unfehlbar halte, und daß sie überzeugt sei, wie allein durch den Widerstreit der Meinungen sich erst die Wahrheit und die ernste, männliche Ueberzeugung bilden können. Wir handeln daher ganz im Sinne der Regierung, wenn wir nichts von Bauers Tendenzen verhehlen, denn nur wenn man beide Partheien hört, wird man sich auf die einzig würdige Art, durch selbstständiges Urtheil entscheiden können.

§. 20. Schluß.

Zweites Kapitel.

Der Politiker und der Gottesgelahrte.

§. 1.
Die Vermittelnden.

O, Ihr armen Vermittler, Ihr Alphien, Ihr seid die wahren Märtyrer der neuern Zeit. Rings um Euch seht Ihr extreme Gegensätze, seht Ihr Kampf und Begeisterung; und da fürchtet Ihr für Eure behäbige Ruhe. Da vernehmt Ihr von den Bestrebungen der modernen Wissenschaft, und daß diese darauf ausgehe, ihren Richterstuhl zu dem einzigen zu machen, von welchem aus man Wahrheit sprechen könne. Es ergreift Euch ordentlich eine Art Freude, wenn Ihr so etwas hört; denn es sei doch hübsch, daß man die Wahrheit zur Siegerin machen wolle. Schon seid Ihr bereit, Euch ganz auf die Seite der Wissenschaft zu stellen, da erfaßt Euch ein gewaltiges Zittern, denn es kommt Euch ein schweres Bedenken: Es ist zwar ganz hübsch, sagt Ihr zu Euch, daß diese Menschen sich der Sache der Geistesfreiheit aufopfern; aber es ist auch wiederum nicht hübsch, sich so rücksichtslos gegen das zu wenden, was bisher als Wahrheit gegolten hat: daher muß man das Alte auch noch zum Theil aufrecht erhalten. — Jedes Extrem beunruhigt Euch, jede Schärfe ist Euch anstößig und Ihr möchtet sie abschleifen; jede Spitze ist Euch gefährlich und Ihr möchtet sie abstumpfen. Nun, darum wollt Ihr also eben vermitteln. Aber Ihr bedenkt nicht, daß Ihr mit Euren Vermittlungsversuchen keine Seite zu ihrem Rechte

gelangen lasset, und daß Ihr Niemanden befriedigt, außer Euch selbst und Eure eigne Besorglichkeit. Das Recht der Wissenschaft findet Ihr nicht in ihr selber, vielmehr darin, daß sie das Vorurtheil, nicht aufhebe, nein verkläre; Ihr entstellt also die Wissenschaft, deren Wesen gerade darin besteht, sich direkt gegen das Vorurtheil zu wenden. Das Recht des Glaubens findet Ihr wiederum nicht in diesem selbst, sondern darin, daß er durch die Wissenschaft bestätigt werde. Könnt Ihr nun hoffen, daß eine von beiden Seiten Euch anerkenne? Nein, man achtet Eurer nicht. Und darum seid Ihr doppelte Märtyrer. Ihr seid die Opfer Eurer Unentschiedenheit und habt dabei das Unglück, daß man von Eurem Opfer gar nichts wissen will. Von zwei Partheien zurückgestoßen, erntet Ihr die Früchte Eurer Furcht vor den Extremen. Werdet daher endlich einmal klug und lernt es, daß allein im Extreme die Wahrheit und der Sieg sein kann. Denn nur das Extrem kann ein Prinzip rein aufnehmen und durchführen, nur das Extrem und sein Prinzip hat zeugende Kraft, während Derjenige, welcher zwei Principien vermitteln will, nur das Aeußerliche, die Nebensachen auffaßt, erst den Geist aus ihnen treiben muß und daher von vorn herein auf jeden Fortschritt Verzicht leistet.

Ihr wollt das Christenthum halten; statt aber seine Haltbarkeit und Festigkeit dadurch zu beweisen, daß Ihr Euch ihm ganz hingebt und in ihm Ruhe findet, könnt Ihr es nicht eher anerkennen, als bis Ihr einen unbestimmten Begriff, eine haltungslose Vorstellung daraus gemacht habt. — Ihr wollt die Wissenschaft halten; befolgt aber auch bei ihr dasselbe Manoever; Ihr fürchtet Euch, bis in ihre äußersten Folgerungen ihr nachzugehen, verschreit diese vielmehr als Auswüchse, die mit der Zeit von selbst abfallen würden, und Ihr wagt es, von dem Gipfel, in welchem der Stamm der Wissenschaft all seine Herrlichkeit entfaltet, zu behaupten, man müsse ihn erst abhauen, ehe man die Wissenschaft selber erkennen möge. Ihr wollt den Baum

der Erkenntniß seiner Aepfel berauben und uns nichts zurücklassen als das dürre Laub; und ihr glaubt, Friede geschlossen zu haben, wenn ihr beiden Partheien ihre Waffen nehmt, und sie verhindert, sich in ihrer vollen Kraft zu treffen, und, ein Ganzes gegen ein Ganzes einsetzend, es auf den Entscheidungskampf ankommen zu lassen.

Solche Vermittler, die vor allem sich selber im Auge haben, und ihre Ruhe nicht gestört zu sehen wünschen, haben nun auch in der Bauerschen Angelegenheit ihre Stimme erhoben. Da sie zum Theil auf Seiten der Wissenschaft stehen, so haben sie nicht umhin gekonnt, Bauer zu vertheidigen. Aber auf ihre, d. h. auf falsche Weise. Sie haben sich in dem unfruchtbaren Bemühen abgequält, Bauers Kritik, nicht als solche, nicht als wissenschaftlich, sondern, weil sie dem Christenthum nicht gefährlich sei, zu vertheidigen. Da sie also nicht fähig waren, die Wissenschaft in all ihrer Schärfe, Bruno Bauer in all seiner revolutionären Tendenz zu verstehen und zu vertheidigen, so kann man sie, trotz des Scheins, den sie angenommen, doch nur zu Bauers Gegnern rechnen.

Decken wir nun ihre trügliche Taktik auf; zeigen wir, wie sie mit all ihren Behauptungen Nichts behaupten, mit all ihren Beweisen Nichts beweisen.

§ 2.
Das politische Votum.

Einer, der sich nicht genennt hat, hat ein „politisches Votum“ für Bauer abgegeben *). Es ist ein feierlicher Aufzug, in welchem dieser Votant daher kommt. Indem er unsere Zeit charakterisiren will, behängt er sich mit Bildern aus den Freiheitskriegen, und die ehrwürdigen Portraits eines Gneisenau, Scharnhorst, Stein, Blücher sind es, durch die er auch sich ein imposantes Ansehen verschaffen möchte. Die edle deutsche Gesinnung des edlen deutschen Mannes ist das Gewand, in das er sich hüllt. Trotz dem aber, daß er eine kräftige „deutsche Gesinnung“ in

---

*) Bruno Bauer und die protestantische Freiheit. Ein politisches Votum. Leipzig, Robert Binder. 1842.

jetziger Zeit anerkennt, kann er doch ein gewaltiges Befremden nicht unterdrücken, wenn er die Zeit der Erhebung Deutschlands mit unseren jetzigen Zuständen vergleicht. Dort Biederkeit, Treue, Enthusiasmus, und wer weiß was sonst noch, hier Gedrücktheit, Kälte, Beschränkung. Und doch, meint er, habe die deutsche Gesinnung seit „Deutschlands Erhebung" Fortschritte gemacht.

Woher kommt dieser Widerspruch? Weil ihm die „deutsche Gesinnung" überhaupt nur Phrase ist. Spricht er sie aus, so glaubt er Wunder, was für ein bedeutendes Wort er sage; sucht man genauer nach, so findet man, daß nichts dahinter steckt. Das ist überhaupt unser Fehler, daß wir uns mit hohen Worten schmeicheln, nicht aber das Wesen, durch welches jene Worte erst etwas sind, zu erreichen trachten. Wir glauben genug gethan zu haben, wenn wir uns echte deutsche Männer nennen; wir glauben dann schon etwas zu sein, und geben uns keine Mühe mehr, etwas zu werden.

Das Deutschthum.

Und dieses Deutschthum, worauf gründet es sich? Eine Frage, die schwer zu beantworten ist. Leider kommen wir meistens nur auf jene Worte des fidelen Burschen in Auerbachs Keller zurück:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern."

Doch in der That, ist das ein Volksbewußtsein, welches nicht durch eigene Würde, sondern nur im Hasse gegen ein fremdes Volk sich aufrecht erhalten kann, und in jenem Hasse seine Einheit findet? Auch unser Politicus spricht von dem „betrügerischen fränkischen Alp", und in seiner Undankbarkeit erinnert er sich nicht daran, daß gerade der Anstoß von Frankreich her in Deutschland, welches bis dahin geschlummert hatte und zerstückelt war, neues politisches Leben und Trachten nach Einheit zurückrief. Wahrlich, der Enthusiasmus und Franzosenhaß der Freiheitskriege ist nicht der Art, um an ihm die Interessen und die Erhebung unserer Zeit zu messen. Ganz andere Kämpfe sind es, die uns

jetzt in Anspruch nehmen. Es ist jetzt nicht mehr an der Zeit, daß die Völker einander hassen und ein Zusammenmenwirken für die Zwecke der Freiheit hindern. Und wenn während und nach den Freiheitskriegen das Deutschthum im Hasse gegen den „Erbfeind, den Franken", und in der Erinnerung an längst geschwundene Herrlichkeit bestand, so ist es jetzt an der Zeit, aus ihm, was damals nur Phrase war, eine Wahrheit zu machen, einen wirklich deutschen Volkscharakter, der bisher nur in der Einbildung war, herauszubilden. Dies ist aber nicht anders möglich, als wenn man nun statt des Splitters in des Nachbars Auge, den Balken im eigenen sieht, wenn man sich aus der Indolenz aufrafft und es endlich wagt, an sich selbst zu arbeiten. Im Inneren der Staaten, im Selbstbewußtsein des Volkes, da ist das Terrain, wo man sich heutzutage auszuzeichnen hat.

Ein richtiges Gefühl scheint daher den Verfasser des Votums geleitet zu haben, als er es ein „politisches" nannte. Denn in der That, der Gesichtspunkt der Politik ist heutzutage der einzige, von dem man ein Ereigniß richtig würdigen kann. Was für einen Einfluß es auf Staats- und Volksleben äußere, was für einen Schluß man von ihm aus auf die politische und gesellschaftliche Physiognomie eines Staates machen könne; diese Fragen sind gewiß bei jedem Schritte einer Regierung zuerst zu stellen.

Die Phrasen-Politik.

Aber die Politik unseres Votanten findet sich fast nur auf dem Titel, und in der ewigen Wiederholung der Phrase von der „edlen deutschen Gesinnung". Uebrigens scheint er den Begriff Politik in einer gar speciellen Bedeutung aufgefaßt zu haben. Wenn nämlich Politik die Kunst ist, gerade die Sprache zur Verhüllung seiner Gedanken zu gebrauchen, wenn der Politische mit vielen Worten wenig zu sagen versteht, so kann unser Votum mit Recht ein politisches genannt werden. Denn der Verfasser spricht auch nur viel hin und her, er verläuft sich in ein Raisonnement, welches man ein gutmüthiges Kannegießern nennen könnte.

In diesem Raisonnement, das erschrecklich gut gemeint ist, wird eben alles zur Redensart. So zum Beispiel, wenn der Verfasser vom Christenthum und seinem Verhältniß zur Kritik spricht. Der unbedingtesten Prüfung, die sich bis an die Grundlagen des Christenthums, bis an die heilige Urkunden wagt, der freiesten Wissenschaft redet er das Wort. Wenn er nun hiermit auch für Bruno Bauer die Lehrfreiheit in Anspruch nimmt, so ist doch vorauszusetzen, daß er dessen Schriften gelesen und eingesehen hat, wie dieser durch seine Kritik sich geradezu an das Christenthum selber macht, und seine Entstehung aus einem Bewußtsein nachweist, welches für die Wissenschaft ein untergeordnetes sei. Dennoch behauptet unser Votant, daß bei aller Schärfe der Kritik nur Blödsinn wähnen könne, dem Christenthum zu schaden. Er hat also Bruno Bauer nicht verstanden.

Er spricht von dem unvergänglichen Geiste des Christenthums, von den Absichten Christi. Wir fragen ihn aber, woraus er diesen Geist erkennen wolle, wenn nicht aus den heiligen Urkunden; wir fragen ihn, ob er diesen Geist noch als ewig behaupten könne, wenn die Urkunden, in denen er seine bedeutendste Offenbarung gefunden, als vergänglich nachgewiesen werden. Und da er uns auf diese Fragen nicht wird antworten können, so erlaube er auch, daß wir seinen Geist des Christenthums für inhaltslos erklären, bei dem er sich ganz und gar Nichts denkt.

Deismus.

Doch nein, er denkt sich etwas darunter: „das einfache Verhältniß des Menschen zu Gott dem Vater". Das ist freilich sehr billig; einen solchen Glauben, der in der Lossagung von allem Dogma und in der einfachen Annahme eines höchsten Wesens eine Auskunft findet, nennt man Deismus. Dieser Deismus ist aber kein Christenthum, weil er Christum nicht als Sohn Gottes, an den wir zu glauben haben, sondern höchstens als einen Moralisten auffaßt, der uns zum Glauben an jenes höchste Wesen habe anleiten wollen. Dieser Deismus vernichtet alle

Bestimmtheit der Glaubenslehre, und macht aus jenem höchsten Wesen wiederum nur eine bloße Phrase, an die er sich um so fester hält, weil man bei ihr Alles zu haben glaubt, und es so bequem ist, sich bei diesem höchsten Wesen jedes Mögliche zu denken. Dieser Deismus geht also auch wieder rein und allein aus der Scheu vor der Bestimmtheit und vor dem scharfen Denken hervor, denn das höchste Wesen der Deisten ist so gütig, sie denken und machen zu lassen, was sie wollen, alle mögliche Ehrentitel auf sich häufen und dafür die Sachen gehen zu lassen, wie sie eben können. An ein solches Christenthum der Deisten, weil es die Unbestimmtheit selber und unfaßbar ist, kann freilich keine Kritik; denn diese richtet sich nicht gegen Schatten, sondern gegen Satzungen, die auf unbedingte Anerkennung Anspruch machen.

Lehrfreiheit.

Und für diesen Standpunkt ist die Lehrfreiheit weniger ein Recht, das in seiner Heiligkeit unantastbar ist, als vielmehr etwas gleichgültiges, das man eben darum nicht zu beschränken habe. Denn wenn man die Lehrfreiheit besonders darum beschränken will, weil sie die Satzungen der Kirche gefährde, so kommt der Deist und sagt, daß die Kirche auch ohne Satzungen bestehen könne. Nun sind es aber gerade die Glaubenssätze, die heiligen Urkunden, kanonische Bücher, kurz die Satzungen, in welcher die Kirche ihre nothwendige Form, ihre Einheit, ihren Halt findet. Das Manoever, welches der Deist befolgt, ist also: Er raubt der Kirche ihre Bedeutung, indem er die Satzungen derselben zu Nebensachen macht, und dann sagt er, die Lehrfreiheit brauche nicht beschränkt zu werden, weil die Wissenschaft eben nur gegen jene Nebensachen kämpfe. Um die Wissenschaft zu beschützen, macht er sie lächerlich, macht er sie zu einem weiblichen Don Quixote, zu einer Phantastin, welche mit furchtbarem Schwerte gegen Schatten zu Felde zieht. Und dabei freut er sich, sein unbestimmtes höchstes Wesen ihrem Bereiche entrückt, und in die Wolken, auf deutsch: in den blauen Dunst versetzt zu haben.

Dieser Standpunkt geht also darauf aus, beide Partheien kampfunfähig zu machen, indem er sie ihres Selbstbewußtseins beraubt. Der Kirche will er einreden, daß sie in das Unwesentliche ihr Wesen setzt, und der Wissenschaft will er weiß machen, daß sie gegen etwas Unwesentliches, was gar nicht der Rede werth sei, all ihre Kräfte unnütz anspanne. Wenn es nach seinem Sinne ginge, so wäre nichts als Harmlosigkeit auf der Welt. Nicht etwa, weil man sich vernünftig vertragen hätte, sondern weil man nirgends einen energischen Gegensatz und Widerstand kennen, weil das ganze Leben ein rührendes Einerlei sein würde.

§ 3.
Das theologische Votum.

Ein Ausdruck dieses altklugen Juste-milieu-Wesens ist noch ein anderes Votum, welches sich „ein theologisches" genannt hat *). Zwar kommt in dem ganzen Büchelchen der Name Bauers nicht Ein Mal vor; doch ist zu klar, daß sich der Inhalt desselben auf die Bauersche Angelegenheit bezieht, als daß wir hier nicht an ihm zeigen sollten, in was für wunderliche Auswege sich der Vermittelnde verläuft, um ja nicht seiner Rolle und seiner Furcht vor dem Aufeinanderplatzen der Extreme ungetreu zu werden.

Die Extreme.

Auch der Verfasser dieses Votums, der den Theologen in keiner Zeile verläugnet, hat sich die Sache im Anfange leicht zu machen gesucht. Er giebt den Gegnern der Wissenschaft zu, daß die moderne Wissenschaft Verirrungen, Auswüchse, Entstellungen hervorbringen könne, fordert aber, daß auch diese öffentlich vertreten seien. Er tritt sehr leise und behutsam auf; er ist, das sieht man, gegen die extreme und consequente Durchführung der Kritik, wie sie Bruno Bauer angewandt hat; er ist dagegen, schon weil er die Mitte liebt und die Schärfe haßt; und weil er dagegen ist, möchte er auch gern unsern Anklägern zugestehen, daß jene äußerste Kritik eine Verzerrung und Entstellung der Wis-

*) Ueber die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten. Theologisches Votum. Berlin 1842. Berliner Lese-Cabinet.

senschaft sei. Nun sollte er aber auch offen und ehrlich sein, und sich nicht noch in demselben Satze widersprechen. Er sollte nicht für die Verirrung als solche ein Recht der öffentlichen Vertretung in Anspruch nehmen; er sollte nun auch ganz unsern Gegnern beistimmen, und die consequente, reine Wissenschaft von dem Katheder verbannen. Das aber thut er nicht, weil er das Schaukeln liebt. Er sieht nicht ein, daß er etwas Unsittliches fordert, indem er für eine extravagante Richtung der Wissenschaft den Lehrstuhl verlangt, und er sieht es nicht ein, weil er in seinem Fanatismus für die Mäßigung den klaren, scharfen Blick verliert.

Nun frägt es sich aber, mit welchem Rechte man behaupten dürfe, daß die Wissenschaft Auswüchse hervorbringen könne. Die Wissenschaft kann nur dann verzerrt werden, wenn man sie mit dem, was sie durch Kritik zu zerstören hat, vermitteln, wenn man sie zwingen möchte, etwas von vorn herein als wahr anzuerkennen. Die Wissenschaft wird also entstellt gerade durch die Vermittler, denn diese fassen sie nicht rein, in ihrem Rechte, auf, sondern möchten am liebsten nur neben ihr herlaufen und sich von Zeit zu Zeit unter ihrem Dache schützen, wenn der Sturmwind und Regen des Vorurtheils zu stark wird. Wer dagegen so, wie Bruno Bauer, der unabhängig lauteren Wissenschaft huldigt, der hat nicht zu befürchten, daß sie ihn auf Abwege leiten könne, der wird vielmehr von ihr schnurstracks der Wahrheit entgegengeführt.

Unser Theologe sieht gar nicht, wie er mit seiner Annahme der Verirrungen in der Wissenschaft sein ganzes Raisonnement sich so bequem machen könnte. Er will es nicht bequem haben; er will nichts geradezu verwerfen, und verwerfen müßte er jene Verirrungen, er will überall vergleichen, austragen. Daher giebt er gleich darauf zu, daß die Wissenschaft der Kirche und ihrer Existenz denn doch gefährlich sei, er giebt zu, daß die Wissenschaft, in ihrer Gebundenheit durch die Satzungen der Kirche, sich

im Zustande der Halbheit befinde, und daß sie diese von sich abzuwerfen trachte. Er giebt zu, daß die Kirche dies Streben der Wissenschaft bemerkend, sie niederhalten und hemmen wolle; kurz er giebt zu einen Kampf der Kirche und Wissenschaft und zwar einen unvermeidlichen Kampf, weil er im Wesen beider begründet ist. Und diesen Kampf will er schlichten.

Priester-Seminarien.

Aber wie? Indem er gegen den Zustand der Halbheit, in dem sich die Wissenschaft befindet, eine halbe Maßregel anwenden, indem er jene Halbheit auch äußerlich darstellen und verewigen will. Er schlägt vor, daß auf der einen Seite die Universitäten Sitze der freien, ungebundenen Wissenschaft, und auf der andern Seite Seminarien für die Diener der Kirche eingerichtet werden sollen. Hierdurch beendigt er den Kampf nicht, er hält nur die beiden Partheien auseinander, Partheien, in deren Natur es liegt, daß sie einander befehden.

So biegt er denn auch augenblicklich um. Er kann sich gegen die Einsicht nicht verwahren, daß es das ewige Bestreben von Kirche und Wissenschaft sein wird, Einfluß auf einander auszuüben. Er sagt: „Dann erst, wenn die moderne Richtung die Herrschaft errungen und anerkanntermaßen den Sieg davongetragen hätte, wenn sich die Kirche der Wissenschaft gegenüber nicht mehr halten könnte, dann erst ließe sich daran denken, die Wissenschaft unmittelbar auch in die Kirche einzuführen.“ Hier ist jedes Wort eine Unbestimmtheit und ein Widerspruch gegen das Frühere. Eine Kirche, welche sich gegen die Wissenschaft nicht mehr halten kann, ist eben keine Kirche mehr, und daher auch gar nicht mehr werth, daß die Resultate der Wissenschaft in sie eingeführt werden. Was heißt das auch? Will der Verfasser nicht gerade die Kirche gegen die Berührung und gegen das Eindringen der Wissenschaft bewahren? Wie kann er außerdem annehmen, daß die „moderne Richtung die Herrschaft errungen und anerkanntermaßen den Sieg davongetragen haben könne“, so lange die Kirche in äußer-

licher Trennung davon bliebe? Besteht nicht eben der Sieg der Wissenschaft darin, daß die Kirche durch sie aufgehoben wird. Wie kann sie nun siegen, wenn ihr der Feind, gegen den sie kämpft, entzogen und von ihr abgesperrt wird? Der Verfasser, das ist klar, will nur Zeit gewinnen, nur für sich und seine Behaglichkeit Zeit gewinnen, was später geschieht, das kümmert ihn nicht. Daß aber später doch das Unvermeidliche geschehen werde, giebt er zu, daß die Wissenschaft doch wieder sich mit der Kirche einlassen werde, kann er nicht läugnen. Wer steht uns nun dafür, daß nicht zu der Zeit dieses „später" die Kirche mit eben derselben Hartnäckigkeit sich der Wissenschaft entgegenstemmen werde? Ja mit noch größerer Zähigkeit, da sie sich durch jene Trennung befestigt, versteinert hat? Wird nicht dann derselbe Kampf beginnen, den man jetzt vermeiden will? — Doch der Theologe tröstet uns: „Ist die Zeit da, sagt er, wo ein neues großes Prinzip sich Bahn brechen soll, dann wird es sich unwiderstehlich, Alles durchdringend, gleich der Atmosphäre, in der wir leben, durch die Gesellschaft verbreiten." Mit dieser Redensart glaubt er uns Wunder wie schön abgespeist zu haben, denn sie ist bloße Redensart, weil der Verfasser nie so kühn sein wird zu sagen: die Zeit ist da. Er wird uns immer nur bitten, wir möchten die Zeit abwarten, wo sich die Sache von selbst machen würde; und über dem vielen Warten werden wir die Zeit vergessen. Wie? wenn wir nun behaupten, daß jetzt gerade diese Zeit da sei? Wenn wir meinen, daß jetzt gerade ein großes Prinzip sich Bahn brechen solle? Der Verfasser muß uns das entweder zugeben, und dann fällt sein ganzer Vorschlag über den Haufen. Oder er giebt es nicht zu, und dann hätte er ja gar nicht zu sprechen gebraucht. Denn die Gefahr, die er durch seinen Vorschlag abwenden wollte, wäre ja dann noch gar nicht da. Sähe er aber diese Gefahr nicht, so verstände er überhaupt nichts von unserer Zeit, und er hätte dann lieber ganz und gar schweigen sollen.

Es ist wirklich komisch zu sehen, mit welcher Harmlosigkeit und Unbefangenheit jene Vermittler ihre Widersprüche vor unsern Augen auspacken. „Die kirchlichen Institute, sagt unser Theologe, werden dem Einfluß der Wissenschaft nicht widerstehen können.“ „Deshalb“ soll beides getrennt werden. Trotz dieser Trennung aber verwahrt er sich dagegen, daß die Theologie jene praktische Wissenschaft werden soll, wodurch nur die Diener der Kirche gebildet werden. Aber, fragen wir ihn, wer soll denn nun auf jenen Seminarien lehren, die doch gerade darum angelegt werden, um praktische Kirchendiener zu bilden? Doch gewiß nur Theologen, und zwar solche, die sich so viel wie möglich von aller Wissenschaft fern gehalten haben. Wenn man nun nur dann wahrhaft lehren kann, nachdem man eine Sache wissenschaftlich und kritisch durchforscht hat, so werden gerade jene theologischen Seminarlehrer, welche sich gegen alle Wissenschaft und Kritik verwahren sollen, nur Lehrmaschinen, und ihre Schüler nur Lernmaschinen werden.

§. 4. Schluß.

Doch genug von diesen abnormen Erscheinungen einer übermäßigen Vermittelungssucht. Wir sind nun hinlänglich unterrichtet, was es mit unsern Vermittlern auf sich hat. Jene Juste-milieu's können kein Verhältniß scharf auffassen. Sie bringen immer alte Maaße an neue Gegenstände, und neue Maaße an alte Sachen. Nichts können sie rein und unverfälscht betrachten; denn die Consequenz nennen sie Ausartung, das richtige Denken nennen sie Extrem, das klare Sehen nennen sie Blindheit. Es ist immer nur ihre eigene Furcht vor rücksichtsloser Entscheidung, welche sie bald hierhin, bald dorthin schwenkt. Sie sind in einem ewigen Tanze begriffen, und man wird es uns nicht verdenken, daß wir ihnen dazu aufgespielt haben. In der That, unsere ganze Arbeit bestand darin, ihnen die disharmonischen Melodien vorzuspielen, von welchen sie glauben, daß sie der Friedensengel selber nicht melodischer vortragen könne.

Drittes Kapitel.

Dr. Philipp Marheineke.

§. 1. Philosophie und Religion.

„Mit Frauen soll man sich nicht unterstehn zu scherzen.“ Wenn es auch Mephistopheles ist, der uns diesen Rath giebt, so kann es doch nichts schaden, ihn zu befolgen. Es ist schon gefährlich, wenn man es nur mit Einer Frau zu thun hat. Hat man nun aber gar zwei auf dem Halse, so ist ganz und gar nicht auszukommen. Wer da beide befriedigen und beide überreden will, daß er sie gleich lieb habe, wird keinen Glauben bei ihnen finden. Denn die Frauen sind gar zu häklich; sie wollen immer unser ganzes Herz haben; am besten ist, wenn man die eine zur Thür hinaus wirft und sich mit einer einzigen begnügt.

Die Philosophie und die Religion sind zwei solche Frauen. — Wenn ich zwei Geliebte habe, von denen die eine etwa Helena, die andere Marie heißt, wenn nun diese beiden Kinder äußerst eifersüchtig sind, und ich wollte sie damit zur Ruhe bringen, daß ich die eine meine helenische Marie, und die andere meine marianische Helena nenne, würden sie mich nicht mit Recht auslachen?

So giebt es auch Gelehrte, welche die Philosophie und die Religion zusammen bei sich beherbergen wollen, indem sie die Philosophie religiös und die Religion philosophisch zu machen versuchen, obgleich beide einander ausschließen.

Atheismus.

Nämlich so: die Philosophie hat man oft genug atheistisch genannt und ihr hiermit einen Vorwurf zu machen geglaubt. Wenn nun die Philosophen diesen Vorwurf nicht

von sich ablehnen, was verstehen sie denn unter einem Atheisten?

Fromme Seelen haben den Atheisten als einen solchen Unmenschen verschrieen, daß ich nur zuerst versichern muß: der Atheist ist ein Mensch. Er wird geboren und er stirbt wie andere Menschen, er ißt, wenn er Appetit und er trinkt, wenn er Durst hat; ja wenn er Schulden macht, so bezahlt er sie wohl auch. Der Atheist ist allen Zufällen ausgesetzt, wie andre Menschen. Er kann gerad gewachsen, er kann bucklich sein; er kann sich das Bein brechen und das Fieber bekommen; er kann schön, er kann häßlich sein; und wenn er recht viel Unglück haben soll, kann er sich auch verheirathen. Der Atheist ist also ein Mensch, wie andre mehr; kann man es ihm nun verdenken, daß er ein ganzer Mensch sein will? Und das ist das Einzige, was er will. Um das aber zu sein, behauptet er, dürfe er keine Religion haben, ja müsse er die Religion bekämpfen.

Die Religion hat nichts mit den Dingen dieser Welt zu schaffen; der Atheist kennt nichts als diese Welt und die Vernunft dieser Welt. Uebersinnliche Gegenstände, eine unnatürliche Ordnung der Dinge, welche zu begreifen die Vernunft des Menschen schlechterdings zu schwach ist, weil sie unvernünftig sind, das sind die Objekte religiöser Vorstellungen. Ein jenseitiger Gott, der die Menschen nach seiner Gnade leitet, ein Erlöser, der die schwache sündige Menschheit aus dem Staube des Irdischen erhebt, die Vergänglichkeit und Nichtsnutzigkeit der menschlichen That und die unbegriffene Herrlichkeit der göttlichen Werke: das sind die Dogmen, ohne welche keine Religion ist. Die Schein-Existenz im irdischen Leibe und die wahre Existenz des Menschen in einem jenseitigen Leben, das sind Vorstellungen, in denen sich der religiöse Mensch beseeligt.

Der Atheist der tritt herein
Und beweiset euch, das müßt' nicht so sein.

Er beweiset nämlich, daß der Mensch religiös ist, so

lange sein Geist noch unfrei, so lange er noch nicht in sich eins, er noch gespalten ist. Und wie könnte ihm dieser Beweis schwer fallen, da ja die Schwäche, die Unfreiheit, die innere Spaltung des Menschen Dogmen der Religion sind?

Er beweist seine Behauptungen nicht etwa aus Sucht nach Blasphemien, nein, aus dem Wesen der Religion selber, welches er zu begreifen sucht.

Euer Gott, Euer Christenthum, sagt er, existirt ja nirgends, als in eurer gläubigen Gesinnung. Aendert also Eure Gesinnung, lernt Euch fühlen, lernt den Stolz, der dem Menschen geziemt, und Ihr werdet bald der Religion abhold werden. Ihr fühlt Euch schwach, Ihr glaubt daher an ein jenseitiges Wesen, das Euch führe, indem Ihr nicht bedenkt, wie wenig wahrhafte menschliche Kräftigung darin liege, wenn Ihr nicht an Euch, sondern an einen Gott Euch haltet, wenn die Stärke nicht in Euch, sondern in einem jenseitigen Wesen liegt. Das Gefühl der Sündhaftigkeit übermannt Euch, gleich muß das ganze Menschengeschlecht mit der Erbsünde behaftet sein, gleich gehört eine übernatürliche Einwirkung dazu, um Euch aus Eurer Verworfenheit zu erheben, während für den ächten Menschen doch nur ein energisches Selbstbewußtsein dazu gehört, um sich rein zu erhalten oder die Schwäche von sich abzuwerfen. Ihr könnt die Angst der Unvollkommenheit, der ewigen Abhängigkeit nicht los werden, Ihr fühlt Euch unfrei, geschlagen; diese Welt hier nennt Ihr nichtsnutzig, das Leben hier unwahr und ein Scheinleben, daher glaubt Ihr an einen Gott, in dem Ihr dermaleinst vollkommen werdet, Ihr glaubt an ein jenseitiges Leben. Denn Ihr seid noch nicht reif genug zu der Einsicht, daß der wahre Sitz der Vernunft die Menschheit ist, daß jene Spaltung zwischen einem Diesseits und Jenseits nur hervorgegangen ist aus einer Spaltung in Euch selbst, die Euch glauben macht, daß Ihr durch Euch selbst nie zu dem Guten gelangen könnet.

Ihr bedenkt nicht, daß die Annahme eines Lebens nach dem Tode unsittlich und ein Frevel gegen die Gesetze der Natur ist. Unsittlich, weil jene Annahme uns lehrt, die Sachen dieser Welt als nichtig, unnütz zu betrachten, weil sie uns verhindert, irgend etwas um seiner selbst willen zu thun, für irgend eine Sache wahre Begeisterung zu fühlen: denn der Unsterblichkeitsgläubige handelt ja nie um der Handlung willen, die er verrichtet, nie, weil er diese Handlung selbst für gut hält, sondern er handelt aus Rücksicht auf ein Jenseits, was er sich durch seine Thaten verdient. Ihm ist es daher auch unmöglich, für dies unser einziges und wahrhaftes Leben auf dieser unserer Erde alle seine Kräfte anzuspannen, und mit energischer Begeisterung diese Welt als den Wohnsitz der Vernunft, als den Schauplatz und die Mutter seiner Thaten, den Fortschritt auf dieser Welt als das höchste Ziel des Handelns zu begreifen. Der religiöse Mensch, der es noch nicht gelernt hat, sich und die Menschheit als die wahre Herberge der Vernunft zu betrachten, der den natürlichen und in sich vernünftigen Lauf der Dinge nicht zu begreifen vermag, wirft die Vernunft ganz aus der Welt hinaus, macht sie zu einem Privilegium eines jenseitigen Gottes, dessen Thaten der Menschenvernunft unbegreiflich, vor dem die Dinge dieser Welt nichts sind. Der religiöse Mensch läßt durch den verzehrenden Hauch einer Abstraction, die er Gott nennt, die Natur verwelken, den Geist im freien kühnen Fluge erschlaffen.

Der Atheist geht nun darauf aus, jene Spaltung, welche die religiöse Vorstellung schafft, aufzuheben, jene Spaltung zwischen einem Diesseits und Jenseits, einem knechtischen Menschen und einem fernen Gott; er will den Menschen zu einem Ganzen, zu einem sich aus freier Einsicht, aus wahrhaft sittlicher Erkenntniß selbstbestimmenden Menschen machen. Schon insofern ist er gegen die Religion. Er sieht in dem Widerstande, den der Religiöse leistet, nichts als den Widerstand des Schwachen, der die

Stärke für einen unnatürlichen Zustand, des Niedrigen, der die Höhe für einen Abfall von seiner Bestimmung, des Unfreien, der die Freiheit für ein Unrecht hält.

Der Atheist ist Philosoph, und der Philosoph ist Atheist. Der Atheist erkennt das Wesen der Religion, das Wesen des religiösen Bewußtseins, welches die Erzeugnisse seiner Schwäche, die Dogmen seines Glaubens für Offenbarungen hält, und welches seine eigenen Erdichtungen zu Facten, zu wirklichen Existenzen macht. Z. B. Bauer weist nach, daß die Erzählungen von Christus keine wirklichen Thatsachen berichten, sondern daß sie rein aus der schöpferischen Thätigkeit des christlichen Bewußtseins hervorgegangen sind. Dennoch gehört es gerade zu dem Wesen dieses Bewußtseins, das, was es selbst erst schafft, als wirklich geschehene Thatsache hinzustellen und an die historische Facticität derselben zu glauben. Mit andern Worten: es gehört zu dem Wesen des religiösen Bewußtseins, sich nicht selbst in seinem Wesen zu begreifen; denn wenn es sich begriffe, so würde es wissen, daß es alle jene Facten, an welche es glaubt, erst selbst macht, es würde also nicht mehr glauben, das heißt, es würde nicht mehr religiös sein. Das Wesen der Religion ist also ein doppeltes. In ihrem wahren Wesen darf sie sich nicht begreifen, weil sie dann aufhören würde, Religion zu sein; sie kann also nur als Scheinwesen, als Unwesen existiren.

Ihr wahres Wesen zu begreifen, dazu ist erst der Philosoph, dazu ist der Atheist berufen. Aber indem er sie begreift, so kann er nicht mehr gläubig, nicht mehr religiös sein; und es ist eine müßige Frage, ob denn die Werke der atheistischen, der wissenschaftlichen Kritik christlich seien, weil in dieser Frage ein Widerspruch enthalten ist. Entweder ich bin kritisch, und dann bin ich nicht religiös, oder ich bin gläubig, und dann darf ich nicht kritisiren.

Freilich, man könnte sagen, daß der Kritiker, indem er das Wesen des Christenthums begreift, erst recht christlich ist; aber dadurch, daß er es begreift, geht er über das

Christenthum hinaus, erkennt er seine Beschränktheit, ist er daher unchristlich.

Es ist also erstens ein Widerspruch, wenn ich frage, ob die Resultate der freien Kritik mit dem Christenthum übereinstimmen; ja es ist eine Entwürdigung der Wissenschaft, zu verlangen, daß diese sich dem Maaßstabe des Christlichen unterwerfen solle, da sie ja gerade berufen ist, das Christliche zu messen und ihrer auflösenden Macht unterthan zu machen. Alle Vermittelungsversuche müssen hier scheitern.

Und zweitens kann von dem Christenthum, von der Religion aus keine Frage, welche die Wissenschaft betrifft, beantwortet werden, weil, wie wir gesehen haben, sich die Religion nach zwei Seiten drehen läßt, je nachdem man ihr Wesen erkennt oder an sie glaubt.

Die Frage ist also nur auf wissenschaftlichem Gebiete zu beantworten. Das heißt: nur in der freien, ungehemmten Entwickelung der Wissenschaft selber kann entschieden werden, ob etwas wahr oder nicht, ob es anzuerkennen sei oder nicht.

§. 2. Zum letzten Male der Vermittler

Wenn nun also die Regierung bei den Fakultäten anfragte, welches Verhältniß Bruno Bauers Kritik zu dem Christenthum habe; wenn zugleich in dieser Frage die Erwartung lag, daß, im Fall der wissenschaftliche Standpunkt Bauers nicht mit den Grundsätzen des Christenthums übereinstimme, ihm die Freiheit zu lehren genommen werden müsse: so mußten die Fakultäten, sobald sie ihre wissenschaftliche Stellung begriffen, jene Frage von vorn herein abweisen, weil sie zwei in sich verschiedene Dinge unmittelbar aneinander bringen wolle; sie mußten sich dahin entscheiden, daß, wenn man jene Frage stellen wolle, sie keiner Antwort bedürfe, die Antwort und die Verdammung Bauers vielmehr sogleich in der Frage liege. Keine Fakultät hat sich aber bis dahin erhoben, das Recht jener Frage gar nicht anzuerkennen; man hat sich daher ganz consequent gegen Bauer entschieden, und wer, ohne sich

über den Standpunkt jener Frage zu schwingen, doch noch für Bauer sprechen wollte, mußte sich nothwendig in Widersprüche verwickeln, weil er vermitteln, weil er die Wissenschaft als christlich und das Christenthum als wissenschaftlich nachweisen wollte.

Herr Marheineke.

Das hat Herr Marheineke versucht *). Herr Marheineke macht darauf Anspruch, als Theologe Philosoph zu sein. Als Philosoph fühlte er sich gedrungen für Bauer, als Theologe gegen ihn zu stimmen. Daher ist sein Separatvotum auch nichts Anderes als ein Gemisch von Gründen, die theils für, theils gegen Bauer sprechen, oder vielmehr, genauer angesehen, alle zusammen gegen Bauer sind. So sagt Herr Marheineke zuerst, die christliche Kirche habe die Wissenschaft frei aus sich entlassen, ohne für sich und ihre ewige Wahrheit irgend etwas zu befürchten. Die christliche Kirche stehe fest, durch ihre innere göttliche Macht geschützt, trotz aller Angriffe auf sie. Keine Anfechtung habe sie vermocht, von ihren wesentlichen Lehren und von der Göttlichkeit der Bibel etwas nachzulassen. — Wir wollen hier davon absehen, daß die Kirche ein Unrecht begangen hätte, wenn sie trotz des Bewußtseins, die Wahrheit zu besitzen, die Wissenschaft aus sich entließ und dem Irrthum überlieferte. Wir wollen nicht daran erinnern, daß man nicht daraus, weil die Kirche bisher widerstanden habe, nun gleich schließen könne, sie werde fortan immer widerstehen. Wir wollen nur das Eine in diesen Behauptungen festhalten, daß Herr Marheineke für die Wissenschaft, der Kirche und ihrem Christenthum gegenüber, die Freiheit und Unabhängigkeit in Anspruch nimmt. Dann wissen wir aber nicht, was wir dazu sagen sollen, daß Herr Marheineke bald darauf Bruno Bauers Schriften eine Ver-

*) Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegelschen Philosophie in der christlichen Theologie. Nebst einem Separatvotum über Bruno Bauers Kritik der evangelischen Geschichte. Von Dr. Philipp Marheineke. Berlin 1842.

herrlichung des Christenthums nennt, und hierdurch rechtfertigen will. Behauptete er nicht selbst kurz vorher, daß die Kirche vor Allem durch das Festhalten an der Lehre des Christenthums und an der Unantastbarkeit der Bibel ihre Christlichkeit bewahrt habe? Tastet nun nicht Bruno Bauer die Bibel und ihr Ansehen aufs Energischste an? Herr Marheineke muß also eine doppelte Vorstellung von dem haben, was christlich sei. Woraus beweist nun aber Herr Marheineke die Christlichkeit Bruno Bauers? Weil man das Dogma von dem „unläugbaren Antheil" des göttlichen Geistes an der heiligen Schrift sehr weit fassen könne. Doch ich meine, Bruno Bauer faßt dieses Dogma sehr weit, wenn er jenen „unläugbaren Antheil" geradezu läugnet. Zweitens, sagt Herr Marheineke, hätten viele Theologen, die man nicht unchristlich nenne, auch schon die Bibel kritisirt. Warum sollte man nun Bauer nicht christlich nennen? Aber Herr Marheineke mußte bedenken, daß, wenn schon andere Theologen das Unrecht, zu kritisiren, begangen haben, dies Unrecht nicht Recht wird. Und dann, daß jene Theologen, neben ihrer Gläubigkeit, beiläufig auch kritisiren, daß aber Bauer nur Kritiker und ungläubig ist.

Wir sehen, daß Herr Marheineke bei dem Versuche, die Wissenschaft als christlich zu charakterisiren, sich in sehr starke Widersprüche verwickelt hat. Aber nicht blos das, Herr Marheineke hat auch die Wissenschaft herabgesetzt. Denn er sieht Bauers und anderer Kritiker „Hypothesen" von dem Ursprunge der Bibel nicht an als hervorgegangen aus wissenschaftlichem Drange im Kritiker und aus einer nothwendigen Entwicklung in der Weltgeschichte, sondern als Willkürlichkeiten, als zufällige Ereignisse, die vielleicht wieder 'mal durch einen Zufall verschwinden. Und warum sollte Herr Marheineke das nicht meinen, wenn man sieht, aus welchen Zufälligkeiten er Bauers Kritik erklärt? Bruno Bauer sei gereizt, sagt er, ja er habe seine

Bücher geschrieben, um zu existiren. Man müsse ihn als einen „irrenden Bruder“ eher bemitleiden als unterdrücken. Solche Behauptungen kann nur Jemaud aufstellen, der die ächte Würde der Wissenschaft nicht erkennt. Kann dieser ein größerer Schimpf angethan werden, als wenn man sie bemitleidet? Können wissenschaftliche Resultate auf eine grimmigere Weise herabgedrückt werden, als wenn man sie aus Noth und Gereiztheit hervorgehen läßt? Und wenn Bruno Bauer vor Allem die Existenz im Auge hatte, so hätte er nur fein ordinär zu schreiben brauchen, und eine Versorgung wäre ihm gewiß gewesen. Zum Glück ist es nur Herr Marheineke und der Vermittler in ihm, der sich hier irrt. Denn wir wissen, daß sich Bruno Bauer viele Jahre lang mit dem hartnäckigsten Eifer der Untersuchung der Evangelien hingegeben, und daß er seine Kritik nicht aus Laune und noch etwas Anderem niedergeschrieben. Wir haben auch schon im ersten Kapitel gesehen, wie die geschichtliche Entwickelung der Wissenschaft selber auf die Kritik Bruno Bauers hingearbeitet hat.

Da nun also Herr Marheineke Bruno Bauer nicht verstanden hat — denn das Verhältniß des freien Menschengeistes zur Wissenschaft, zum Christenthum, zur Kritik ist ihm unbekannt —, so ist sein Separatvotum für Bauer — gegen Bauer, und es war eine Nothwendigkeit, daß wir es zurückwiesen.

Viertes Kapitel.

Dr. O. F. Gruppe *).

§. 1.
Unberufene Vertheidiger.

Heilige Maria! Wenn ich das vollständigste Recht in Händen hätte, und man hörte meine Auseinandersetzungen mit Stummheit, mit Stumpfheit an, ich fände nirgends Einen, der mir widerspräche, wie unglücklich wäre ich. Wenn dann nun gar Jemand aufträte, mein Recht zu verfechten, und er brächte lauter verkehrte Dinge für mich zu Tage, aus jedem seiner Worte ginge hervor, daß er nicht mich, nicht meine Sache versteht, — dann würde ich doppelt unglücklich sein.

Unsere Regierung hat nun freilich in der Bauerschen Angelegenheit das große Glück gehabt, daß man ihr energisch widersprach. Aber sie hat auch zugleich das Unglück gehabt, daß man ihre Sache mit keiner großen Geschicklichkeit führte.

Herr Gruppe ist aufgetreten, um die Maßregeln der Regierung nach allen Seiten hin zu vertheidigen. Oder, wenn es auch nicht von vorn herein in seiner Absicht lag, die Regierung, blos als solche, zu vertreten, so trifft er doch in all seinen Ansichten mit der Regierung so wunderbar zusammen, daß er es selbst für nöthig gehalten hat,

---

*) Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit. Von Dr. O. F. Gruppe. Berlin bei Albert Nauck u. Comp. 1842.

seine Unabhängigkeit von jedem Einflusse zu erklären und sich gegen das Unterschieben niedriger Motive zu verwahren.

Freilich liegt in dieser Verwahrung eine doppelte Beleidigung der Regierung. Denn wenn die Regierung, wie sie es als Ausdruck des Volkswillens stets soll, die Weisheit und das Recht auf ihrer Seite hat, so können es niemals „niedrige Motive" sein, welche meine Feder für sie in Bewegung setzen.

Dann aber liegt schon in des Herrn Gruppe Voraussetzung, daß irgend Jemand glauben könne, er habe auf Veranlassung der Regierung geschrieben, eine Insinuation, welche die letztere mit aller Kraft von sich abweisen sollte. Denn wenn es wahr ist, daß eine Regieruug eigentlich immer das Talent, die Beredsamkeit, die Kenntniß, den Wahrheits- und Rechtsfreund auf ihrer Seite haben, daß sich um sie, so sie nur die rechte ist, die kräftigsten Geister schaaren müssen, was würde der, welcher Herrn Gruppe für ein Werkzeug der Regierung hält, von dieser letzteren halten müssen! Er würde glauben, die Regierung finde in ihren Maßregeln so wenig Anklang, daß die starken Geister alle gegen sie seien, und sie nur noch bei der Talentlosigkeit Hülfe finde.

Zu glauben, Herr Gruppe habe im Dienst der Regierung geschrieben, ist eine Beleidigung für sie; nachweisen, daß Herr Gruppe die Sache der Regierung nicht führt, weil er sie schlecht führt, ist der glänzendste Gefalle, den wir der Regierung thun können.

Daß Herr Gruppe aber jenes thue, wollen wir beweisen. Herrn Gruppe fehlt die Hauptbedingung, um über Angelegenheiten unserer Zeit zu sprechen: er hält von dem Denken nichts. Und es fehlt ihm die Hauptbedingung, um über Bauer zu sprechen: er hat Bauers Schriften nicht gelesen.

§. 2.
Herr Gruppe verachtet den Gedanken.

Der Beweis für das Erstere liegt in seiner Schrift vor. Denn er spricht sowohl seine Verachtung gegen den Gedanken und gegen die Freiheit desselben aus, wie ihm

auch in Folge dessen alle Consequenz des Denkens abgeht. Und zwar hält er vom Denken nichts, weil man ja doch, wie er sagt, immer nur „menschlich" denken könne, weil er im Gedanken keine Nothwendigkeit, sondern nur „subjektive Willkür" findet. Daher nennt er die Philosophen unserer Zeit „Rhethoren und Sophisten". — Wir kennen nun freilich noch keine anderen Gedanken als „menschliche", und so lange uns Herr Gruppe noch nicht die Kunst beigebracht hat, wie ein Kakadu zu denken, so lange mag er uns erlauben, menschlich zu denken. Und wenn jeder „menschliche Gedanke" falsch und willkürlich ist, warum denkt Herr Gruppe, warum schreibt er seine hochbetheuernden Worte? Und wenn er die neuere Philosophie für sophistisches Spielwerk ansieht, warum will er uns das nehmen, warum giebt er sich so große Mühe, es zu bekämpfen? Aber er weiß recht gut, daß wir keine bloßen wortprunkende Rhetoren sind, daß wir es mit Allem, was wir sagen, ernst meinen; und wir wissen eben so gut, daß die Gedanken unserer Zeit die Arbeiten von Jahrhunderten umfassen.

Aber es steht fest, Herr Gruppe verachtet das menschliche Denken; und diese Verachtung hat sich an ihm selber bestraft; denn sein Raisonnement ist unlogisch, was uns klar werden wird, wenn wir das Einzelne seiner Schrift durchnehmen.

Er hat Bauers Schriften nicht gelesen.

Zweitens: Herr Gruppe will über Bauer sprechen, und er hat seine Schriften nicht gelesen. Der Beweis ist leicht. Herr Gruppe sagt nämlich (S. 20.): „das Sonderbarste ist dabei, daß Bauer sich selbst als einen Propheten darstellt. S. 296 lesen wir die emphatische Stelle: „„Hebe dich weg von mir, Theologe! denn es stehet geschrieben: hier ist mehr als Jonas, mehr als Salomo, d. h. die Niniviten haben auf die Predigt des Jonas Buße gethan, die Königin des Mittags kam von dem Ende der Erde, um die Weisheit Salomo's zu hören; Ihr aber habt meinen Worten, meinen Reden keinen Glauben geschenkt,

und dennoch sind diese Worte der Ausdruck und die Aeußerung einer Persönlichkeit, deren geistiger Umfang unendlich ist, während Jonas und Salomo noch beschränkte Persönlichkeiten waren."" — Aus dieser Stelle in Bauers „Kritik der Sinoptiker" will also Herr Gruppe schließen, daß Bauer sich selbst für einen Propheten erkläre. Wenn wir nun aber den Zusammenhang, in welchem jene Stelle sich findet, ansehen, so wird sich zeigen, daß Herr Gruppe sie entweder unverantwortlicher Weise aus dem Zusammenhange gerissen, ohne sich weiter um diesen zu bekümmern, oder daß er, wenn er sie in ihrem Zusammenhang las, diesen nicht verstand. Denn daß er ihn verstanden und dennoch die Stelle böswillig herausgenommen und falsch gedeutet hat, wollen wir nicht einmal annehmen. Bauer spricht nämlich dort von Jesu Verweigerung eines Zeichens, und wie Jesus dem „bösen und ehebrecherischen Geschlecht" (Matth. C. 12.), welches ein Zeichen verlangt, antwortet (Vers 39. 40.): es werde ihm kein anderes Zeichen gegeben werden, als das des Jonas, denn wie Jonas in des Wallfisches Bauch drei Tage und drei Nächte gewesen, so werde er im Schooße der Erde sein. Jesus sagt dann weiter (Vers 41. 42.): „Die Niniviten werden beim Gerichte auftreten mit diesem Geschlecht und es verdammen, weil sie Buße thaten auf die Predigt des Jonas, und siehe, hier ist mehr als Jonas. Die Königin vom Mittag wird auftreten beim Gericht mit diesem Geschlecht und es verdammen, weil sie von den Enden der Erde kam, Salomo's Weisheit zu hören: und siehe, hier ist mehr als Salomo." In jenen Worten nun, die Herr Gruppe so weise citirt: „Hebe Dich weg" u. s. w. wendet sich Bauer gegen die falschen Erklärungen, durch welche die Theologen jenen Ausspruch Christi verdreht haben; und er, Bauer, setzt die richtige Art auseinander, wie man diese Worte im Munde Jesu verstehen müsse.— Hatte denn Herr Gruppe so wenig Schaam, daß er seine eigene Flüchtigkeit und Anmaßung Bauern andichten mußte?

Nun also, wenn wir sehen, wie gedankenlos Herr Gruppe in Folge seiner Verachtung der Philosophie spricht, werden wir um so eher wissen, ob wir ihm zustimmen sollen, da wo er Bauer tadelt, weil er die Philosophie für berufen erklärt, die Bibel zu schützen. Wenn nämlich die Theologen durch ihre Erklärung den Bibeltext hin und her wenden, ohne die Bibelworte in ihrem richtigen Zusammenhange aufzufassen, so komme, meint Bauer, die Kritik, um jenen Zusammenhang herzustellen, und die Bibel rein aus sich selber, rein aus dem religiösen Geiste und theologischen Bewußtsein, in welchem sie geschrieben ward, zu begreifen. Die Theologen, sagt Bauer, „erwürgen den Buchstaben", indem sie ihm ihre Ansichten und Absichten aufbürden, sie bringen ihr theologisches Bewußtsein zu dem der Bibel; und dabei kann nichts Gutes herauskommen. Die Kritik befreit den biblischen Buchstaben von seiner theologischen Last und von dem bombastischen Kram, mit welchem ihn die Theologen umpfercht haben. Ob der Buchstabe, nach dieser Befreiung, noch werth sei zu existiren, ist eine andere Frage, welche die Kritik dann gleichfalls löst.

Eine zweite Probe von Herrn Gruppe's Kenntnissen. Herr Gruppe hat sich die Aufgabe gestellt, Bauern gegenüber den Theologen Schleiermacher hervorzuheben. Man sollte dann also voraussetzen, daß Hr. Gruppe die Hauptwerke Schleiermachers gelesen hat. Nun sagt Hr. Gruppe (S. 34.): „Die Episteln des Paulus und Petrus tragen alle Spuren der Authenticität an sich, welche unseres Wissens noch von Niemandem in Zweifel gezogen worden." Wenn auch Herrn Gruppe's theologisches „Wissen" noch so gering ist, so hätte er, der enthusiastische Anhänger Schleiermachers, doch wissen sollen, daß Schleiermacher selber in einer Schrift über I. Tim. die Authenticität dieses Briefes in Zweifel gezogen.

Wir finden also: Herr Gruppe ist dem Denken abhold, er hat Bauers Schriften nicht verstanden, er hat

Schleiermachers Hauptwerke nicht gelesen: könnte man es uns da verargen, wenn wir Herrn Gruppe ganz bei Seite ließen, da ihm alle Anlage fehlt, um Bauer besprechen zu können? Doch wir wollen so gut sein, und Herrn Gruppe nachweisen, daß er Bauers Wahrheit nur Vorurtheil entgegengestellt und sich in Folge dessen von Seite zu Seite in Widersprüche verwickelt hat. Denn Herr Gruppe ist immer gut genug, um bei dieser Gelegenheit Vorurtheile, die er mit so manchem Andern theilt, zu widerlegen.

Er weiß nicht, was Lehrfreiheit ist.

Herr Gruppe schildert zuerst die Sachlage; er meint (S. 4.): „Die akademische Lehrfähigkeit in der theologischen Fakultät, nur diese ist es, welche Bauer entzogen worden." Welche milde Ausdrucksweise, wie süß, o wie süß! wenn nur nicht ein Unsinn dahinter steckte! Herr Gruppe scheut sich ja ordentlich, das Wort Lehrfreiheit in den Mund zu nehmen; er sagt Lehrfähigkeit, und bedenkt nicht, daß die Fähigkeit zu lehren eine Naturgabe ist und von einer Regierung weder gegeben noch genommen werden kann. Er meint also die Lehrfreiheit und sagt „nur" diese ist Bauern genommen, als ob er etwa Kleines wäre, dieser Schritt der Regierung. Wodurch begründet aber Herr Gruppe die Rechtmäßigkeit dieses Schrittes? Er sagt Bauer sei Privatdocent gewesen, und die Fakultäten hätten das Recht der Aufsicht über ihre Privatdocenten. Deshalb habe auch die Bonner Fakultät mit vollem Rechte darauf antragen können, Bauern in der weitern Ausübung der Lehrfreiheit zu hindern. — Herr Gruppe beweist hiermit gar nichts. Denn das ist eben die Frage, ob eine Fakultät das Recht habe, über die Lehrfreiheit zu entscheiden. Herr Gruppe aber lös't die Frage, indem er sagt, die Fakultäten hätten das Recht dazu, weil sie es hätten; das ist gerade so, als wenn ich sagen wollte: Ich nehme Dir das Leben, folglich habe ich das Recht dazu.

Uebrigens ist Herrn Gruppe diese Behauptung noch auf derselben Seite zu stark. Er sagt, Bauer habe selbst seine Schrift dem Ministerium eingereicht, dieses also aus-

drücklich veranlaßt und genöthigt, nähere Kenntniß von der Richtung seiner Bestrebungen zu nehmen. S. 17. sagt Herr Gruppe noch einmal, daß Bauer durch die „herausfordernde“ Einreichung seiner Schrift dem Ministerium die Entscheidung gegen ihn „abgedrungen“. Daß Herr Gruppe aber das sagt, daß er hiermit die Meinung hervorbringen will, als ob, wenn Bauer nicht angefangen, das Ministerium gar nicht auf seine Bestrebungen geachtet hätte, dies streitet gegen seine anderweitigen Behauptungen wonach die Regierung verpflichtet ist, alle wissenschaftlichen Tendenzen im Staate zu überwachen.

Bauer, sagt Herr Gruppe weiter, geht über Strauß in manchen Punkten weit hinaus. Und doch habe man auch seine Schriften nicht verboten. Denn es sei sehr verschieden, „ob man als Schriftsteller zu Männern der Wissenschaft redet, oder ob man als Lehrer der akademischen Jugend gegenübersteht“. „Nur“ diese letztere Stellung habe die Regierung Bauern genommen; denn die auf den Universitäten studirende Jugend sei noch nicht in dem Alter, um selbstständig urtheilen zu können; man dürfe ihr also nicht den Irrthum, man müsse ihr die pure Wahrheit geben. Dies scheint wirklich recht ehrbar, und für zarte sorgsame Elternherzen recht einleuchtend, ergreifend. Aber Herr Gruppe soll uns erst beweisen, daß Bauer das Falsche lehre; er soll uns ferner beweisen, ob der Staat dadurch, daß er einen Lehrer einsetzt oder absetzt, die Lehre desselben bestätige oder widerlege; er soll uns beweisen, ob die Regierung, als solche, über die Wahrheit einer Lehre aburtheilen dürfe, oder ob sich nicht jede Wahrheit durch ihre eigene Macht und dadurch, daß man sie bestehen läßt, zu erhärten habe; er soll uns beweisen, ob die Jugend dadurch, daß man ihr bequeme Compendien in die Hand giebt, gebildet, oder nicht vielmehr in ihren Studien zurückgehalten werde. Kann es einen bildenden Einfluß haben, wenn man die Gewissen der Jugend, die erst das Lernen lernen soll, abrichtet, ihr die von der Polizei anerkannte

Wahrheit als unumstößlich und unantastbar giebt, wenn man ihr von vorn herein die Ueberzeugung der eignen „Hülflosigkeit“ beibringen möchte? Redet man ihnen ein, diesen „hülflosen“ Kindlein von 20 Jahren, daß sie nicht urtheilen können, so werden sie überhaupt das Urtheilen verlernen. Sie werden gute Maschinen sein, um zu regieren und regiert zu werden, aber Menschen, Bürger, werden sie nicht.

Freilich möchte sich Herr Gruppe nun auch wieder nicht gänzlich von der Wissenschaft lossagen. Er meint daher, die neuere Philosophie müsse erst fein ruhig und artig geworden sein; sie müsse erst „ausgegoren“ haben, dann werde eine „wohlberathene Staatsverwaltung“ schon von selber nachhelfen und die Resultate der Wissenschaft in die Kirche einführen. Bauer möge also fürs erste nur in der „theologischen Literatur“ eine Rolle spielen. „Dort mag Bauer seine Stelle behaupten, sie wird ihm nicht streitig gemacht; dort ist für ihn die Möglichkeit einer guten Wirksamkeit noch vorhanden.“ Herr Gruppe merkt erstens nicht, daß er sich mit diesem Zugeständniß widerspricht. Denn wenn er Bauer vorher als einen Lehrer des Irrthums, als einen, der giftige, verderbliche Behauptungen aufgestellt hat, charakterisirt, wie kann er nun sagen, daß dieser Irrthum, dies Gift, dies Verderben wieder eine gute Wirksamkeit haben können? Und dann, wie in aller Welt kann der Staat die Resultate der Wissenschaft in die Theologie einführen, als wenn er sie frei gewähren und ungestört ihren Entwicklungsgang verfolgen läßt! Wird die Wissenschaft überhaupt einmal fertig, wäre es nicht ein Unglück für sie, wenn sie abgeschlossen würde? Der Staat müßte daher entweder einmal das Unrecht begehen, sie für abgeschlossen und fertig zu erklären — doch das kann er nicht — oder er müßte sagen, da die Wissenschaft noch nicht abgeschlossen sei, so sei es auch noch nicht Zeit, sie in die Kirche einzuführen — doch das darf er nicht —. Er muß also, er hat eine Pflicht, und dies

Müssen, diese Pflicht besteht darin, daß er die Wissenschaft in ihrer freien Entwicklung und in ihrem zerstörenden Einfluß auf das Vorurtheil nicht hindert.

Herr Gruppe möchte aber außerdem beweisen, daß Bauer nicht bloß seiner wissenschaftlichen Richtung nach, sondern auch seiner sittlichen Stimmung wegen nicht auf Universitäten lehren dürfe. Bauer sei ohne „sittliche Haltung"; und das begründet Herr Gruppe durch einige Stellen aus Bauers Schriften, worin dieser über die Eigenschaften der Theologen auf gebührende Weise spricht. Solche Stellen können nie etwas beweisen, wenn man sie außer ihrem Zusammenhange liest. Wenn Bruno Bauer die Irrthümer der Theologen bis ins einzelnste nachweist, wenn er ihre Verdrehungen, ihre künstlichen Wendungen bis in alle Schlupfwinkel verfolgt, und wenn er dann am Ende einer solchen Auseinandersetzung noch mit einem Kraftworte schließt, so ist es vielleicht nicht der Mühe werth, den Sieg über die fruchtlosen Anstrengungen der Theologen durch ein solches Victoriarufen zu bestätigen, aber das Recht dazu kann man Bauern nicht abstreiten. Folgen wir übrigens den Auseinandersetzungen Bauers mit demselben Eifer, wie er sie anstellt, denken wir mit ihm, kämpfen wir mit ihm: und jene Ausrufungen am Schluß der Kritiken, jene Drucker, jene Accente werden von selbst unsern Lippen entfahren, Bauer wird sie uns aus der Seele sprechen; wir werden wenigstens nichts Auffallendes mehr in ihnen finden. — Herr Gruppe hätte also gewiß Anstand nehmen sollen, die Begeisterung für die Wahrheit, den Eifer für die gesunde freie Vernunft, die Characteristik und Aufdeckung des Irrthums unsittlich zu nennen.

Aber Herr Gruppe erschöpft sich noch in den spaßhaftesten Krümmungen und Windungen. Er will alles Frühere zurücknehmen; er will gar nicht mehr behaupten, daß die Fakultäten, vermöge ihres Aufsichtsrechtes, gegen Bruno Bauer so verfahren durften, wie sie verfuhren; er will

nicht mehr daran denken, daß Bruno Bauer der Regierung selbst eine Entscheidung abgedrungen, und daß diese also auch mit Recht Bauern entsetzt habe; er borgt jetzt bei Herrn Philipp Marheineke und sagt, wie dieser, Bauer habe aus freien Stücken seinem Charakter als Theologe entsagt.

Ist das nun wahr?

§. 3. Was Theologie ist.

Das Wesen der Theologie besteht nach der Ansicht der neuern Kritik darin, sich selbst aufzulösen, darin, daß sie, die sich nur mit einer untergeordneten Stimmung des Menschengeistes beschäftigt, dies nachweise und so sich selber aufhebe. Wenn sich also die Theologie selber begreift, wenn sie die Prätension aufgiebt, das Höchste zu sein, so ist dies Begreifen ihre eigene Vernichtung. Hieraus folgt, daß diejenigen Theologen, welche auf die Aufhebung ihrer eigenen Wissenschaft hinarbeiten, die einzig wahren Theologen sind. Der kritische Theologe beschäftigt sich mit den Phänomenen der Religion, mit dem Buchstaben, welchen das religiöse Bewußtsein niedergeschrieben. Er untersucht diesen, nicht in dem falschen Bestreben, ihn mit etwas ihm Fremden, etwa mit der eignen Ansicht oder mit der Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen; sondern er läßt den Buchstaben vollständig zu seinem Rechte kommen; er frägt, welcher Stimmung, welcher religiösen Ansicht er sein Entstehen verdanke; und nachdem er diese Frage beantwortet, weist er nach, daß der Buchstabe, gerade jener Entstehung wegen vergänglich sei. Er weist nach, daß er keinen rein menschlichen, keinen ganz vernünftigen Ursprung habe, und daß er gerade, weil er nicht für reines Menschenwerk angesehen wird, untergehen müsse. Es ist wahr, der vollkommene Theologe liegt, weil er die Theologie erkannt hat, in ewigem Streite mit ihr. Aber es ist auch eben so klar, daß nur der Kampf gegen die Theologie, welche an und für sich selbst etwas sein will, nur der Kampf gegen sie, welche alle menschliche Fähigkeiten, die Vernunft, den Verstand, das freie Selbstbe-

wußtsein unterjochen will, den vollkommenen Theologen ausmacht. Dies ist wenigstens Bauers Ansicht. Er glaubt noch so lange wirklicher Theologe zu sein, als er gegen die Theologie kämpft, und die Vorurtheile, mit welchen sich dieselbe verpallisadirt hat, auszurotten trachtet. Und er würde nur dann aufhören es zu sein, wenn es ihm gelungen wäre, jene Vorurtheile gänzlich zu besiegen und die Theologie der Vergänglichkeit gänzlich anheimzugeben. Behauptet Ihr daher, Bauer sei kein Theologe mehr, so sagt Ihr ihm die größte Schmeichelei. Bauer aber will sich nicht selber schmeicheln.

Herr Gruppe hat eine Passion für den Widerspruch; nur sollte er seine Leidenschaft nicht so auf offener Straße befriedigen. Er, der kurz vorher gesagt hat, daß die Einigkeit und Einförmigkeit für eine theologische Fakultät Lebensbedürfniß sei, er, der kurz vorher Denjenigen nicht mehr einen Theologen nennen wollte, der im Schooße dieser Wissenschaft einen hitzigen Kampf erregt hat, er, Herr Gruppe, gesteht bald darauf, daß das evangelische Bekenntniß sich heutzutage in einer Krisis befinde. Er gesteht, daß der Charakter der heutigen Theologie der Kampf sei, aus dem das Neue, Gesunde hervorgehen solle: daß das Werk der Reformation noch nicht geschlossen sei. Wenn das nun wahr ist, und wenn eben so wahr ist, daß die theologischen Fakultäten Repräsentanten des theologischen Geistes ihrer Zeit sein müssen, wie kann Herr Gruppe folgerecht denken, wenn er jene Krisis, jenen Streit von den Fakultäten fern halten will.

Wir müssen Herrn Gruppe freilich diesen Widerspruch verzeihen, weil er selbst nichts ist, als ein Widerspruch. Denn auf der einen Seite hat er so viel Angst vor dem Kampfe, und auf der andern Seite läßt er sich mit Bauer in einen Kampf ein. Er fühlte sich zu Hause so behaglich, warum verließ er den warmen Heerd, warum stürzte er sich auf den Kampfplatz? — Herr Gruppe, ich thue Ihnen einen großen Gefallen, indem ich Ihnen nach-

weise, daß Sie keine Waffen zum Streit haben und daß es für Sie am sichersten ist, sich in die Behäbigkeit des Großvaterstuhls zurückzuziehen.

Also: das evangelische Bekenntniß befindet sich heutiges Tages in einer Krisis: etwas Neues wird sich gestalten. Nur soll es um Gottes und um Herrn Gruppe's willen nicht Bauer sein, der dies Neue ins Leben ruft. „Worin nun eigentlich das Neue bestehe, das Bauer bringt, das sei nicht so leicht zu sagen. Eigentlich habe Bauer nur die Ansichten der Theologen Wilke, Schleiermacher, Strauß aufgenommen und etwas verallgemeinert." In der That, sagt Herr Gruppe, Bauers Buch macht auf mich den Eindruck, daß der Verfasser sich foltert, etwas zu erreichen, das ihm doch nicht gelingen will, nämlich in aller Eile eine neue Ansicht zu Tage zu fördern.

Was Bauers Kritik Neues bringt.

Auf den ersten Anblick sieht man gar nicht, was für eine göttliche Komödie in diesen Worten enthalten ist; daß sich nämlich Herr Gruppe die entsetzlich ergötzliche Mühe giebt, sich selbst aufzulösen. Das konnte freilich Herrn Gruppe nicht schwer werden; denn er ist bald so zuckerig, bald so salzig, daß es wunderbar wäre, wenn nicht die unendliche Fülle von Wasser, mit der er sich im Uebrigen überschwemmt, ihn in Nichts auflösen sollte. Wir haben nun Nichts zu thun, als diesen Vernichtungsprozeß, in den sich Herr Gruppe begiebt, ganz ruhig mit anzusehen.

Erstens: Bauer bringt nichts Neues. Aber, mein Bester, das müßte in Ihren Augen doch ein großes Verdienst sein, ein Verdienst, das Bauern schon fähig machte, zum Professor befördert zu werden. Haben Sie nicht selber eine so große Antipathie gegen das Neue? Und nun wollen Sie Bauern ein Verbrechen daraus machen, daß er kein neues Prinzip aufgestellt habe? Bauer müßte ja Ihrer sonstigen Meinung nach ein ehrenwerther Mann sein, wenn er nur das Alte aufgewärmt hätte. Müßten Sie sich nicht zu ihm, als zu Ihresgleichen hingezogen fühlen? Aber so macht Ihr es, Ihr Herren. Gegen das Eine

redet Ihr, weil es nicht alt sei, weil ein alter Irrthum es nicht heilige; gegen das Andere, weil es alt sei. Und das kommt daher, weil Ihr selbst nicht wißt, was alt, was neu ist. Das einzig Uralte, Urberechtigte ist die Vernunft.

Und nun zweitens: woher soll Bauer seine alte Ansicht haben? Von Schleiermacher, von Strauß. Wie? Von Schleiermacher? Mein Lieber, Sie bedenken nicht, daß Sie gerade diesen Theologen in Schutz nehmen wollten gegen die Insinuation, als habe er zu der neuern Kritik Anlaß gegeben! Aber Ihr Schleiermacher ist Ihnen so lieb, daß nichts Theologisches, nichts Antitheologisches außer ihm existiren soll. Weiter, von Strauß hat Bauer sein Prinzip entlehnt? Herr Gruppe, Sie haben kein Gedächtniß! Sonst müßten Sie wissen, daß Sie einige Seiten vorher erklärt haben, Bauer sei viel weiter gegangen als Strauß.

Drittens: Bauers Buch macht auf Sie den Eindruck, daß der Verfasser sich foltert, in aller Eile eine neue Ansicht zu Tage zu bringen, was ihm doch nicht gelingt. Auf Sie! Was liegt daran? Sie wissen doch noch, daß Sie Bauers Buch ganz ohne alle Aufmerksamkeit gelesen haben. Sonst aber ist Ihre Ansicht von dem wissenschaftlichen Streben eines Mannes allzu — nennen Sie es, wie Sie wollen. Thun Sie mir den Gefallen und nennen Sie die Ansicht, daß ein wissenschaftliches Prinzip aus purer Skandalsucht hervorgehe, edel, gewissenhaft, männlich u. s. w.; nennen Sie sie so; denn wir wissen ja, daß Sie stets im Widerspruch mit der Wahrheit sind, ja daß Sie es lieben, sich selbst zu widersprechen.

Du lieber Himmel, wenn ein Kritiker sich Jahre lang damit beschäftigt, gewisse Schriften ihrem Charakter, ihrem Wesen nach zu erforschen, und die Resultate seiner Forschung dem Publikum mitzutheilen, dann nennen Sie das Eitelkeit, Selbstfolterung. Solche Meinung erweckt kein gutes Vorurtheil für Sie, und für Ihre Achtung für die

Wissenschaft überhaupt. Und wenn Sie Bauer für so unbedeutend halten, so ist wieder die einzige Folge, daß Sie sich und daß Sie die Regierung widerlegen.

Sich selbst; denn warum ziehen Sie dann gegen Bauer zu Felde? Die Regierung; denn Ihre Worte führen zu der Folgerung: Wenn Bauer nichts Neues vortrug, warum hat sich die Regierung gegen ihn gewandt, da er sich doch in keiner Hinsicht von den Theologen unterschied? Wenn Bauer unbedeutend war, weßhalb hat ihn die Regierung erst durch ihr Einschreiten gegen ihn bedeutend gemacht? Das ist eine schlechte Taktik, die zuerst handelt und dann sagt: ich brauchte das gar nicht. Eine solche Taktik setzt nicht den, gegen welchen sie eingeschritten, sie setzt sich selber herab.

Herr Gruppe thut also der Regierung gar keinen Gefallen, wenn er ihr nachweisen möchte, daß ihr Schritt in Bezug auf Bauer ganz unnöthig war. Er erzeugt hierdurch einen Zweifel an der Umsicht der Regierung.

Doch, Dank der Kritik Bruno Bauers; sie ist weder unbedeutend noch aus Eitelkeit hervorgegangen, noch hat sie nichts Neues gebracht. Vielmehr sind ihre Resultate alle neu, und bis auf ihn nie ausgesprochen. Mit dieser Entschiedenheit ist es noch nie durchgeführt, daß die Evangelien rein schriftstellerische Produkte sind, daß ihre Berichte theils aus den Anschauungen der Gemeinde, theils sogar nur aus Compilationen der heiligen Schriftsteller hervorgegangen. Mit solcher Klarheit ist noch nie nachgewiesen, daß die Vorstellungen vom Messias rein und allein in dem Bewußtsein der Gemeinde ihre Basis und ihren Entstehungsgrund haben. Freilich war Bauers Arbeit keine andere, als aus dem Wesen, aus dem Begriff des Christenthums heraus die Entstehung der Evangelien zu erklären. Aber eben darum mußte gerade hierbei seine Persönlichkeit ganz und gar zurücktreten, mußte er gerade am wenigsten die Pein eitler Schriftsteller fühlen, welche allein in ihrem Egoismus den Stachel zur Forschung finden.

Bauer kann sagen, daß er zuerst durch seine Kritik das Verständniß der Bibel eröffnet und die religiösen Vorstellungen des Christenthums deutlich gemacht hat. Freilich nennt Herr Gruppe diesen Akt der Philosophie, durch welchen sie das Christenthum erkennt, einen unredlichen, aber das kann er nur bei seiner blinden Vorliebe für das Bestehende, welche ihm einredet, daß das Erkennen nur dazu da sei, um etwas in seiner Geltung stehen zu lassen. Nein, das Erkennen ist auflösender Natur. Alles, was es als beschränkt nachweist, Alles, was sich trotz seiner Beschränktheit auf den Thron erheben will, stürzt es, indem es uns seine Natur deutlich macht.

Bei dieser seiner Unwissenheit über das Wesen der Philosophie kann es uns auch nicht wundern, wenn Herr Gruppe zuletzt erklärt, es sei Thorheit, an die Stelle der Religion die Philosophie setzen zu wollen.

Das ist eine von den Behauptungen, welche Herr Gruppe aus der Luft greift, ohne zu wissen, was er damit sagt. Es kommt Herrn Gruppe immer nur auf das Geben an, ja er wäre auch mit der Philosophie zufrieden, falls sie ihm etwas gäbe. Freilich wäre es Thorheit von uns, wenn wir dem Volke mit der Philosophie etwas geben wollten. Wir, die wir darauf ausgehen, alle Schranken aufzuheben, würden ja die Philosophie auch dogmatisch, d. h. zu einer Schranke machen müssen. Die Philosophie soll gar nichts geben, sie soll nur befreien. Mit ihrer Hülfe wollen wir nur den Menschen aus dem Zustande, wo er noch nicht ganz Mensch zu sein wagt, zu der Höhe erheben, welche ihn allein zu seiner Bestimmung gelangen lassen kann. Keine philosophischen Dogmen, keine wissenschaftlichen Lehrsätze, keine Spekulationen wollen wir dem Volke aufbürden; wir wollen nur vermittelst der Philosophie das Terrain gewinnen, auf dem wir selbstständig handeln, weil wir uns selbst fühlen, und von allen äußeren Schranken frei sind. Wollt Ihr den freien Menschen einen Philosophen nennen — immerhin! Aber

wenn die Freiheit auch das Höchste ist, was der Mensch erreichen kann — denn die Freiheit ist sein Wesen — so ist sie doch nicht ein Element, in welchem er ruhig und behäbig leben kann; vielmehr ist sie es, welche ihn ewig anstachelt, aufregt, und welche ihm erst die Gelegenheit zur schönen wahrhaft menschlichen That giebt. Dann findet der Mensch sein Glück in der Bewegung, sein Unglück in der Ruhe. Dann ist er aber auch mehr als der bloße Philosoph.

Ihr wollt das Volk abschrecken, indem Ihr sagt, die Philosophie sei etwas ungeheuer Schweres, Spekulatives, Obstrüses. Sie ist nur schwer, so lange sie gegen das Vorurtheil kämpfen muß. Hat sie aber den Sieg errungen, so ist eine solche Verläumdung der Philosophie gerade dasselbe, als wenn Ihr sagen wolltet: Es ist etwas ungeheuer Schweres, Abstruses, Spekulatives, ein Mensch zu sein.

Es kann Bauern nur lieb sein, wenn mehr solcher Bücher, wie das Gruppe'sche, gegen ihn geschrieben werden. Er kann mit Martin Luther sagen:

„Für mich zwar zu reden, hab ich sehr gerne, daß solcher Art Bücher wider mich geschrieben werden, denn es thut mir nicht allein im Herzen, sondern auch in der Kniekehle und Fersen sanft, wenn ich merke, daß durch mich armen, elenden Menschen die höllischen und weltlichen Fürsten also erbittert und unsinnig gemacht werden, daß sie für Bosheit sich zureißen und zubersten wollen; und ich dieweil lache der Teufel und seiner Schuppen in ihrem großen Zorn, Plerren und Zerren, damit sie doch nichts ausrichten, ohne daß sie ihre Sache täglich ärger und meine Sache fördern und besser machen. Und wenn sie es könnten leiden und verstehen, wollt' ich ihnen dafür gedankt haben und bitten, daß sie ohn' Unterlaß solche Bü-

cher wider mich schrieben, solch Zerren und Plerren trieben, sampt allen Teufeln in der Höllen. Wie könnt' ich sie besser plagen? Denn davon werde ich jung und frisch, stark und fröhlich. Denn solche Bücher alle, wenn derselben noch so viel Tausend wären, sind sie doch leichtlich zu verantworten mit einem Wörtlein, das heißet: Teufel Du leugest!"

Fünftes Kapitel.

Das Maiheft der Minerva. *)

Innere Auflösung der protestantischen Theologie.

Die protestantische Theologie arbeitet jetzt nach zwei Seiten hin an ihrer eigenen Auflösung, indem sie den Schein, in welchem sie bisher existirte, zur Wahrheit zu machen sucht. Die Sache ist nämlich diese:

Die protestantische Theologie bestand von je her ihrem Wesen nach darin, das durch den Glauben Ueberlieferte, für unantastbar Ausgerufene und die Wissenschaft, den begreifenden Menschengeist zusammenzubringen. Schon im ersten Kapitel habe ich gesagt, daß der Protestantismus nur die halbe Freiheit sei. Denn er erkannte zwar das Recht des Menschen an, zu begreifen, wissenschaftlich zu erkennen; aber er wagte noch nicht so weit fortzugehen, dies Recht als das einzige, das oberste Recht des Menschen auszusprechen, vor dem sich Alles, Glaube, Tradition u. s. w. zu beugen haben. Nein, der Protestantismus wußte nichts von dieser unbedingt freien, ungebundenen

---

*) „Beitrag zur Verständigung über Begriff und Wesen, Nothwendigkeit und Schranken der theologischen Lehrfreiheit. Mit Beziehung auf den Bruno Bauerschen Fall." In: Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts von Dr. Friedrich Bran. Mai 1842. S. 312—358.

Erkenntniß; er gab ihr vielmehr einen Gegenstand, den sie stehen lassen müsse, den sie höchstens bestätigen dürfe; und dieser Gegenstand war der biblische Glaube.

Die protestantische Theologie hatte also bis Dato nur eine Scheinexistenz, mit andern Worten, ihr Wesen war nichts als ein Widerspruch, der sie zur Auflösung treiben mußte, sobald jener Schein in seiner ganzen Gespensterhaftigkeit begriffen wurde. Die protestantische Theologie war nur scheinbare Wissenschaft, weil sie das Wissen durch den Glauben hemmen, beschränken wollte, und sie war nur scheinbarer Glaube, weil sie den Glauben durch das Wissen bestätigen wollte. Wurde dieser Widerspruch gefühlt, so mußten die beiden feindlichen Seiten, welche bisher auf unwahre, theologische Weise neben einander bestanden hatten, auseinander gehen.

Und zwar so: das Wissen mußte, als Kritik, sich gänzlich befreien, mußte den entwürdigenden Zustand der Halbheit und Gebundenheit verlassen, mußte ihr durch den Protestantismus nur scheinbar anerkanntes Recht zu einer Wahrheit machen.

Nach dieser Seite wurde die Theologie zur Wissenschaft.

Auf der andern Seite mußte der Glaube, da er nun allein stand, erklären, er könne auch allein fertig werden; er bedürfe der Wissenschaft nicht, er sei mächtig und stark genug, um für sich zu existiren. Er mußte sich gleichfalls von der Wissenschaft lossagen; und nicht blos das: da es in seiner Beschaffenheit liegt, Alles beherrschen zu wollen, so mußte er die Wissenschaft, die sich von ihm emancipirt hatte, verdammen.

Nach dieser Seite schlug also die Theologie zur vollkommenen Unfreiheit um, sie wurde Katholicismus.

Nun frägt es sich aber, welche Seite hierbei zu kurz gekommen, welche Seite gefährdet ist, indem sich das Wissen vom Glauben, das Glauben vom Wissen trennte. Kommen mußte es dahin, aber was ist die Folge? Als der Protestantismus in der Welt auftrat, war er

ein Bedürfniß der Menschheit. Die Menschheit befriedigte sich nicht mehr mit dem bloßen Traditionsglauben, sie wollte selbstthätig und selbstständig beim Glauben sein, und hieraus entstand jene protestantisch-theologische Vereinigung von Glauben und Wissen. Das Bedürfniß einer solchen Vereinigung bewies, daß dem reinen Glauben, als solchen, der Stab gebrochen war. Bei fortschreitender Bildung, bei immer mehr wachsendem Selbstbewußtsein mußte das Wissen immer stärker werden, immer mehr sich in seiner Souverainität fühlen, es mußte den Glauben zurückschleudern, um frei und rein und sittlich dazustehen, wie es jetzt da steht. Das Wissen bedurfte nicht mehr der Vereinigung mit dem Glauben; indem es aber den Glauben der einzigen Stütze beraubte, die er, freilich im Widerspruch mit sich selber, am Wissen gehabt hatte, so gab es denselben dem Untergange preis. Der Glaube basirt nicht in unserer Zeit; denn der fortschreitende Zeitgeist gebiert das selbstständige Wissen; der Glaube basirt auf frühere Jahrhunderte; er wird also, um zu existiren, immer zurückschreiten müssen; wird sich der Bewegung unserer Zeit, die energisch vorwärts strebt, eben so energisch entgegenstemmen müssen; und er setzt sich daher der gewissen Gefahr aus, durch die Bewegung über den Haufen gerannt zu werden.

Darum sträuben sich auch die Theologen unserer Tage so sehr gegen eine Trennung von Glauben und Wissen; denn sie fühlen es, daß nach jener Trennung der Glaube hülfs- und rettungslos da steht. Darum verdächtigen sie nicht blos die Männer der freien Wissenschaft; nein sie wenden sich auch gegen die consequenten Männer des Glaubens, gegen die Krummacher und Compagnie.

Das hindert aber nicht, daß nicht irgend ein Theologe in seiner Unschuld einmal alle die Consequenzen ausspricht, die der Glaube gegen die Wissenschaft zieht.

Der Verfasser des Aufsatzes, den wir hier besprechen wollen, ist ein solcher harmloser Theologe, dessen Behaup-

tungen wir hier nur im Auszuge mitzutheilen brauchen, um zu zeigen, wohin der Glaube führt und welchen Sophistereien die Theologie sich in die Arme wirft, um ihre gefährdete Existenz einigermaßen zu fristen.

Der Verfasser will zuerst beweisen, daß es wohl eine Freiheit der Wissenschaft, aber keine Freiheit der Lehre gebe. Das ist ächt theologisch! Die Wissenschaft wird durch diese Ansicht zu einer Privat-Angelegenheit gemacht; zu einer Spielerei, die uns in unserer Behausung recht gut amüsiren könne, die wir aber nicht öffentlich treiben dürften, wenn uns nicht die Polizei auf die Finger klopfen solle. Der Verfasser, weit entfernt, die Wissenschaft als diese heilige, allgemeine Macht zu begreifen, welche sich rücksichtslos auszusprechen habe, glaubt vielmehr, daß sie als Lehre sich den Umständen anbequemen, sich der Aufsicht des Staates unterwerfen, sich den Schülern, den „Jungens" gegenüber modificiren müsse. Er meint, wie Mephistopheles:

„Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Jungens doch nicht sagen."

Aber er bedenkt nicht, daß Mephistopheles dem freien Manne des Wissens den Rath giebt, eine solche mechanische Eintrichterei „dem Nachbar Wanst zu überlassen", der es vielleicht geduldiger auf sich nehme, „sich und die Jungens zu ennuyiren".

Da der Verfasser von der Lehrfreiheit nichts wissen will, so kann hinter seiner Freiheit der Wissenschaft natürlich auch nichts sein. Und er macht auch gleich die feine Distinction, daß die Wissenschaft in der Theologie nicht frei sei, denn sie sei durch die äußere Autorität der Dogmen bedingt. Das heißt: die theologische Wissenschaft ist keine Wissenschaft. Die Gegenstände der Religion, meint der Verfasser, gehen über alles menschliche Erkennen hinaus, weil sie übersinnlich und der Vernunft unbegreiflich sind. Das heißt: Die Gegenstände der Religion stehen unter allem Erkennen, sind unter aller Kritik.

Nachdem der Verfasser auf diese Weise die Wissenschaft der Theologie auf Nichts reducirt hat, schließt er endlich ganz consequent damit, daß die protestantische Kirche auch ohne Wissenschaft auskommen könne, ja daß ihr die Existenz der Theologie ganz gleichgültig sei, weil sie ja doch immer noch die heilige Schrift behalte. Der Theologe könne ihr nur in so fern von Werth sein, als er ihr brauchbare Diener, Kirchenmaschinen, heranbilde, und die Bibel so oder so erkläre.

Es ist klar, daß der Verfasser, bei solchen Ansichten, Bruno Bauers ganze Richtung mißbilligen, seine Entsetzung als rechtlich anerkennen muß. Der Verfasser verehrt das Bestehende, weil es besteht, wie kann er Bruno Bauer richtig würdigen, der sich gegen das Bestehende empört, weil es sich vor der vernünftigen Kritik nicht hält? Der Verfasser kennt kein Recht der Wissenschaft, wie kann er Bauer begreifen, der nur aus diesem Rechte heraus handelt? Der Verfasser entrückt die Religion dem Feuer der Kritik, wie kann er Bruno Bauer anerkennen, der dies Feuer anzündet, um der Vernunft, seiner Göttin, ein Brandopfer zu bringen?

Es ist aber eben so klar, daß der Verfasser, der nur das Recht, oder vielmehr Unrecht, des rohen Bestehens kennt, der nur Vorurtheile beizubringen weiß, wo er urtheilen sollte, der den Menschengeist verachtet, mit all seinen Redensarten keinen gewichtigen Grund gegen Bauer anführen kann.

Und das Klarste ist, daß eine Richtung, die sich von der Wissenschaft lossagt, die sich gegen den Zeitgeist stemmt, die den menschlichen Geist nicht in seiner Kraft zu würdigen versteht, sich eben hierdurch selber verurtheilt: so daß der Zeitgeist nichts weiter zu thun haben wird, als diese Selbsthinrichtung zu bestätigen, und Denjenigen, der mit Gewalt zu den Todten will, nun auch wirklich zu beerdigen.

Sechstes Kapitel.

Die Berliner Zeitungen.

§. 1. Aufschwung der Zeitungen.

Herr Hitzig und Herr Rellstab — doch nein! Ich muß erst Auskunft geben, wie ich dazu komme, hier von den Berliner Zeitungen zu sprechen. Von diesen harmlosen Dingerchen, die sich nur damals grimmig in den Partheienkampf stürzten, als es hieß: hie Faßmann, hie Löwe. Von diesen Orakeln des guten Geschmacks, die uns so getreu berichteten, ob die Flöhe jenes Italieners ihre Manoever auch kunstfertig genug durchführten; von jenen allgemeinen Gefäßen, in die jeder Civis, jeder Sincerus, jeder Unus pro multis, jeder Audiatur et altera pars, seine patriotischen Ansichten über die Verbesserung des Trottoirs ausschütten konnte; — von ihnen will ich sprechen.

Nein! singen möchte ich ein hohes Lied, da ich an ihnen so gute — Vorsätze gesehen habe. Aber freilich, nur Vorsätze. Unsre Zeitungen wollten anders werden, und es ist ihnen schlechterdings nicht gelungen. Eigentlich haben sie sich verschlechtert. Denn sie glauben in derselben Weise, wie sie früher über Straßenbeleuchtung sprachen, nun über Volksaufklärung sprechen zu können. Dieselbe Kritik, die sie an Tänzer und Komödianten legten, legen sie nun an Staatsmänner. Und in der Art, wie sie einen neuen Zug von Mecklenburger Kühen, wie sie Limburger

Käse und ein Conzert im Wintergarten anzeigen, berichten sie auch über eine Hohe Reise, über eine Schlacht, über einen Landtag. Es ist freilich wahr, die Revolutionen, die bei uns in Berlin geschehen, gehen ächt berlinisch vor: man merkt Nichts davon. Der Zeitgeist, die Institutionen werden liberal, man merkt Nichts davon. Die Zeitungen ändern ihre Tendenz, wenigstens wollen sie eine annehmen: man merkt Nichts davon.

Aber, daß sich die Berliner so foppen lassen, das ist mir unbegreiflich. Was kann sie an den Zeitungen reizen? Unsre Zeitungen versprechen uns Brod zu geben, und sie geben uns einen Stein. Wir fordern eine kräftige politische Suppe, und sie geben uns einen Milchbrei. Wir fordern Champagner, und sie setzen uns Kinderwein vor. So sollen wir uns von ihnen abspeisen lassen? Wir fordern Unterhaltung bei unserm politischen Mahl; die Zeitungen geben uns „Fingerzeige"; aber statt auf die Erde zu zeigen, weisen sie in die Wolken, in die blaue Leere. Die Berliner müssen also wohl hinter ihren Zeitungen noch ganz etwas Anderes vermuthen; sie müssen wohl glauben, daß die Zeitungen noch nicht mit ihrem vollen Reichthum herausrücken wollen, daß sie bis jetzt ihre Kisten noch verschlossen halten. Aber wer heutzutage wirklich etwas in den Kisten hat, der verschließt sie nicht; nur jener Mann in der Fabel thut es:

> Fabull verschließet alle Kisten
> Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
> Damit sich Niemand läßt gelüsten,
> Zu sehen, daß sie ledig sind.

Also entweder täuschen sich die Berliner in ihren Zeitungen, oder — sie sind eben so wie ihre Zeitungen.

Heilige Göttin der Politik, wenn man von den Zeitungen auf den Charakter der Stadt schließen darf, in der sie erscheinen; wenn man aus dem Charakter der Berliner Zeitungen auf den Charakter Berlins schließen müßte: o,

es wäre schlimm. Berlin, die Hauptstadt Preußens — und seine zwei Zeitungen, die auch noch nicht Einen neuen bewegenden Gedanken in die Monarchie geschickt haben! Berlin, die Hauptstadt Preußens, in welcher sich alle Intelligenz concentriren, alle Lust zum Fortschritt bilden und sammeln, jede Frage sich erledigen oder wenigstens mit Eifer aufgegriffen werden soll — und seine zwei Zeitungen, die kein wahrhaft großartiges Zeichen der Zeit zu begreifen, die kaum die Gedanken, welche die Provinzen ihnen zuschicken, zu verdauen vermögen! Diese Zeitungen, welche alle Fragen von dem kleinlichsten, spießbürgerlichsten Gesichtspunkte auffassen, die nirgends scharf zu sein wagen, die überall der Ausdruck des weichlichsten Justemilieu sind! Diese Zeitungen, die nüchtern sein wollen, wo Alles trunken ist, vom neuen Weine neuer Gedanken.

Es scheinet, daß Du Matz der einz'ge Trunke bist,
Weil Du willst nüchtern sein, wo Keiner nüchtern ist.

Doch nein, unsere Zeitungen haben sich ja in den Taumel der Zeit gestürzt. Haben sie uns nicht Besprechungen inländischer Angelegenheiten gebracht? Und Fingerzeige? Und Räsonnements über die Postverwaltung? Sind sie nicht mit großartigem Pompe dahergezogen gekommen? Haben sie uns nicht mit Pauken und Cimbeln angekündigt, daß sie fortan sprechen wollen, während ihnen vorher nur der Mund zugebunden sei? Haben sie nicht den Degen gezogen?

Warum zog das erzürnte Paar
Die Degen aller Welt zum Schrecken?
Sie friedlich wieder einzustecken!

Sie wollten sprechen, aber nun zeigten sie, daß man ihnen gar nicht hätte den Mund zuzubinden gebraucht, weil sie gar nicht sprechen können.

Warum aber konnten sie nicht sprechen? Warum konnten sie keinen neuen Gedanken produciren? Weil sie nicht wußten, daß jeder Gedanke scharf, extrem ist, und

weil sie sich vor der Schärfe, vor dem Extrem fürchten. Sie wollten immer nur gemüthlich bleiben, nirgends anstoßen, immer anständig und wohlmeinend sein.

Aber in der That, ein solches gemüthliches Wohlsein ist cannibalisch, weil es gegen jede Energie wüthet. Eine solche Liebe zur Mäßigung ist wahrhaft fanatisch und excentrisch.

Denn diese Zeitungen, die sich so sehr gegen das Extrem abdämmen möchten, haben sie sich nicht auf die extremste Weise gegen Bruno Bauer ausgelassen? Sie, denen alle Schärfe verhaßt ist, haben sie nicht ihren stumpfen Hammer erhoben, um gegen Bruno Bauer einen Schlag zu führen?

§. 2.
Herr Rellstab.

Nun also, da ist zuerst Herr Rellstab. Er, dem die Weltgeschichte und nebenbei die Vossische Zeitung die Mission ertheilt hat, sich über alle Dio = Pano = Kosmoramen „nach den Grundsätzen griechischen Schönheitssinnes" auszulassen; er dem die Vorsehung ein Ohr verliehen, um die Richtigkeit des hohen A zu beurtheilen; er, ohne dessen Beisein und Beschreibung der Stralauer Fischzug ein J ohne den Punkt ist; er hat sich auch einkommen lassen, über B. Bauer zu sprechen *).

Zwar Herr Rellstab kann das nur oberflächlich, da „es ihm bei seinen vielfachen Berufsgeschäften unmöglich war, dieser wichtigen Angelegenheit so zu folgen, daß er auf die Quellen dabei zurückginge". Er empfiehlt daher das Buch von Dr. O. F. Gruppe, „welches den Gegenstand tiefer eingehend behandele". Aber Herr Rellstab, Sie gestehen selbst, daß Sie Bauers Schriften nicht gelesen, woher wissen Sie nun, daß Herr Gruppe Bauer richtig beurtheilt hat? Sie kennen die neueren Richtungen nicht aus den Quellen, und Sie wagen von ihnen zu sprechen, ja Sie wagen ein Buch zu empfehlen, von dem Sie nicht wissen können, ob es sie richtig bespricht? Sie ta=

---

*) Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats= und gelehrten Sachen. No. 145. den 25. Juni 1842.

deln uns wegen unserer „bilderstürmerischen Richtung" und bedenken nicht, daß Sie der Bilderstürmer sind, da Sie gegen ein Trugbild kämpfen, das Ihnen Herr Gruppe aufgestellt hat? Sind Sie nicht gerade hier wahrhaft extrem? Sind Sie nicht hier in „einseitiger Beschränktheit" befangen? Und das wollen Sie an uns tadeln, der Sie uns gar nicht kennen? Sind Sie denn hier mit „sittlichem Ernst", Sie mit „liebender Gesinnung an die höchsten Aufgaben des Lebens" gegangen? Ihre eigenen Versicherungen lassen es uns bezweifeln. Sie loben den Grundsatz griechischen Schönheitssinnes, mit welchem Herr Gruppe das Maaß an die Spitze aller Eigenschaften im Guten und Schönen stellt, mit welchem er dem Glauben und der Erkenntniß ihr Terrain abmißt. Hätten Sie, wie es einem gewissenhaften, „gesinnungsvollen" Referenten ziemt, die Schriften gelesen, gegen welche Herr Gruppe zu Felde gezogen ist, so würden Sie gesehen haben, wie maaßlos und unrichtig Herr Gruppe gegen Bauer spricht. Aber Sie wissen nicht, was in der Wissenschaft das wahre Maaß ist. Sie wissen nicht, daß nicht die Beschränktheit, nicht das Vorurtheil der Wissenschaft ihr Terrain anzuweisen hat. Sie wissen nicht, daß die Wissenschaft, diese Alleinherrscherin, sich nach ihren eigenen Gesetzen bestimmt, daß sie sich nur nach eigenem Maaße mißt. Sie wissen nicht, daß die Wissenschaft nur dann ihr wahres Maaß erfüllt, wenn sie bis zu ihrer extremsten Spitze fortgeht. Kehren Sie daher, ich bitte Sie, zu Ihren Panoramen zurück und legen Sie an sie das Maaß des Schönheitssinnes Vossischer Erben. —

Das Maaß.

Ich muß eine Anekdote erzählen.

§ 3.
Die Fingerzeige.

Der Marschal Boufleur, Anführer des französischen Heeres, wollte mit dem Engländer, Grafen Portland, unterhandeln. Bevor er aber im englischen Lager erschien, schickte er einige Reiter aus, welche in gestrecktem Galopp gegen dasselbe reiten und ausrufen mußten: Monseigneur vient, Monseigneur vient! Dann marschir-

ten einzelne Haufen Fußvolk, immer im Sturmschritt, gegen das Lager, und schrieen unausgesetzt: Monseigneur vient, Monseigneur vient! Und mehrere Stunden lang hörte man nichts als die Ankündigung: Der Herr Marschal kommt. Erst ganz zuletzt langte dieser in eigner Person an.

Jonathan Swift, der diese Anekdote erzählt, setzt hinzu: Dieselbe Manier habe ich in meiner Jugend bei Marionettenspielen gesehen. Einige Marionetten von geringer oder gar keiner Wichtigkeit zeigten sich zu verschiedenen Malen an dem Fenster, um die Knaben und das gemeine Volk herbeizulocken; der Trompeter ließ sich öfters hören und der Thürhüter schrie wohl hundertmal und bis er heiser ward: sogleich würde man anfangen. Dessenungeachtet mußten wir oft eine Stunde lang warten, bis endlich Hanswurst in eigner Person auftrat.

Auf ähnliche Weise foppt uns die Spenersche Zeitung. Schon seit geraumer Zeit giebt sie uns „Fingerzeige", ohne daß wir bis jetzt ein Ziel sehen, worauf sie eigentlich hinweise. Die Faust zu erheben, ist sie zu schwach, sie hebt den Finger; sie weist und kündigt an und fühlt sich dabei recht behaglich, da man, um zu weisen, ja immer im bequemen Großvaterstuhle sitzen bleiben kann. Es ist gar zu hübsch, vom breiten Lehnstuhle aus Lehren zu geben und dabei Wunder zu glauben, wie sehr man sich der Bewegung anschließe, wie thätig man sei. Und uns, die wir dabei stehen und diese Selbstgefälligkeit geruhig mit ansehen müssen, uns wird siedend heiß vor Erwartung, daß endlich einmal Monseigneur oder wenigstens Hanswurst selbst komme. Aber er wird nie kommen, die Spenersche Zeitung wird immer nur weisen, immer nur ins Blaue hinein zeigen, und wer könnte auch so grausam sein, die ungeheure Forderung an sie zu stellen, daß sie sich selbst einmal vom Sorgenstuhle erhebe, daß sie „auftrete", daß sie einmal etwas Neues, Wichtiges, Kräftiges in die Welt schicke. Diese Forderung ist so groß, daß sie lächerlich ist.

Herr Hitzig hat in Bezug auf Bauers Angelegenheit einen „Fingerzeig“ gegeben *). Abgesehen davon, daß diese Sache nicht durch bloßes Weisen abzumachen ist, daß sie ein tieferes Eingehen verlangt, gesteht Herr Hitzig selbst, daß er nicht die Befähigung habe, darüber zu sprechen. Er sagt: er sei „freilich nur ein Idiot“, mit andern Worten, er giebt, wie Herr Rellstab, selbst zu, daß er nicht bis zu den Quellen aufgestiegen sei. Aber, heilige Göttin Vernunft, ich frage, ob Jemand in Sachen der Wissenschaft ein competentes Urtheil haben könne, der ihre Schöpfungen nicht kennt. Herr Hitzig gesteht, es sei ihm nie vor einem Siege der modernen Weisheit über das Christenthum bange geworden. Freilich konnte er die Furcht nicht haben, weil er ja diese moderne Weisheit gar nicht kennt. Aber sollte er wirklich im Ernste sprechen, sollte er wirklich glauben, über die neuere Kritik hinaus zu sein dadurch, daß er sie ganz ignorirt? Wir wollen ihm nicht das Recht nehmen zu sagen: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, aber das Recht, über das, was er gar nicht kennt, zu urtheilen, müssen wir, muß jeder Vernünftige ihm absprechen. Er mag immerhin auf seinen Vorurtheilen beharren. Er mag immerhin an seinem Christenthum festhalten, was ihm ja so leicht ist, da er die Angriffe auf dasselbe nicht kennt. Er mag immerhin ausrufen: Um Gottes Willen, ich muß einen Gott haben. Aber weiter geht seine Befähigung nicht. Ja gewiß die Umkehr der Begriffe, die heutzutage stattfindet, ist entsetzlich. Auf der einen Seite braucht sich nur ein sogenannter ehrenwerther Mann auf die Brust zu schlagen, er braucht nur in seiner Ehrlichkeit hochmüthigem Gefühle sich hinzustellen und zu rufen: Seht hier, ich bringe das Wahre, ich sehe die Sache so an; ja er darf sogar gestehen, daß er eigentlich keines Urtheils fähig sei, und gleich sammelt

Der ehrliche Mann.

*) Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen. No. 154. Mittwoch den 6. Juli 1842.

sich eine ganze Schaar Bewunderer um ihn, zu rufen: Der ehrliche Mann, der ehrenwerthe Besänftiger. Er, der nichts versteht, und dennoch seine hochbetheuernden Worte für orakelnde Fingerzeige ausgiebt, wird verehrt, denn er ist ein Christ. Und auf der andern Seite eine ganze Schaar begeisterter Wahrheitsfreunde, die nicht in feigem Schrecken vor der schärfsten Untersuchung zurückbeben, die ihr ganzes Selbst der Wissenschaft aufopfern, die, die Kämpfe der Kritik nicht scheuend, nicht auf sich hinweisen, sondern auf die Wissenschaft, nicht mit der Arroganz eines Propheten auftreten, sondern von vorn herein gestehen, daß nur aus dem fortgesetzten kritischen Kampfe das Wahre hervorgehen könne; diese Männer, die ihre Person im Dienste der Sache ganz zurücktreten lassen, die fern sind von allem kleinlichen Egoismus, von allem hohlen Selbstgefühl; sie werden als unsittlich, gefährlich verschrien; denn sie sind ja Atheisten.

Herr Hitzig läßt sich denselben Fehler wie Herr Rellstab zu Schulden kommen, einen Fehler, der unwürdig ist eines „Christen" und eines „ehrlichen Mannes": er lobt Abhandlungen, von denen er nicht wissen kann, ob sie richtig sind; er lobt das Buch von O. F. Gruppe und die Abhandlung im Maiheft der Minerva. Beide Abhandlungen sind christlich, und nur das konnte, durfte Herr Hitzig an ihnen loben, weil er selbst nichts ist als ein Christ und nichts kennt als das Christenthum. Daß sie aber im Uebrigen dürftig sind, haben wir schon gezeigt, und Herr Hitzig, der den Gegenstand nicht kennt, durfte nicht behaupten, daß sie ihn erschöpfen. — Aber Herr Hitzig will nicht blos loben; er will auch Gründe gegen die Lehrfreiheit anführen. Er sagt, nach dem Vorgange der „Minerva": „Gesetzt — und was ist in Hinsicht auf neue Theorieen nicht möglich! — es bildete sich ein junger Docent eine solche aus über eine von ihm imaginirte Heilmethode mittelst Anwendung von Giften; würde man der medicinischen Fakultät die Competenz bestreiten mögen, zu

erklären: sie könne eine solche nur als nicht auf die Urgrundsätze ihrer Wissenschaft basirt, als gemeingefährlich und geeignet, die Köpfe von Anhängern in der Arznei-Wissenschaft zu verwirren, anerkennen." Indem Herr Hitzig ein lächerliches Beispiel anführt, macht er nicht die Sache, er macht sich selbst lächerlich. Heilige Vernunft! Hat denn Bauer seine Kritik rein aus seiner Imagination genommen, ist seine „neue Theorie" denn bloß ein Ergebniß der Imagination? Herr Hitzig, der die Wissenschaft nicht kennt, kann sie und ihre Werke für Erzeugnisse der Skandalsucht halten; aber er sollte sich doch scheuen, so vor aller Welt die Wissenschaft, diesen höchsten Besitz der Menschheit, zu prostituiren. Wenn jener medicinische Docent ganz gegen alle Regeln der Wissenschaft und Vernunft lehrt, so ist er in ein Irrenhaus zu sperren; wenn aber Bauer nur die Gesetze der Kritik, die ewigen Festsetzungen der Vernunft befrägt, so mögen seine Grundsätze der Theologie, die keine Wissenschaft ist, gefährlich sein; aber ob seine Kritik wahr, ob sie der Menschheit heilsam sei, wird sie durch sich selbst beweisen müssen, wird keine äußere Autorität ihr abstreiten oder anbeweisen können.

Doch Herr Hitzig weiß nicht, was er will. Wenn er Bauers Kritik durch jenen Vergleich mit dem Gift-Theoretiker als eine unsinnige hinstellt, so will er gleich darauf für Bauer die „wissenschaftliche Freiheit" in Anspruch nehmen, das heißt, Bauer soll seine Lehre schriftlich aussprechen dürfen. Herr Hitzig „der Idiot" sagt hiermit einen doppelten Nonsens. Erstens: ist Bauers Kritik absolut gefährlich, so darf man ihr, wenn man consequent sein will, gar keine Art sich auszusprechen lassen. Zweitens, wenn man ihr die sogenannte wissenschaftliche Freiheit nicht nehmen darf, wenn man sie also selbst eine wissenschaftliche nennt, so muß man ihr das Recht geben, sich auf alle Weise auszusprechen, d. h. man muß ihr auch die Lehrfreiheit gestatten. Im entgegengesetzten Falle versündigt man sich an der Wissenschaft. Herr Hitzig stimmt dem

O. F. Gruppe bei, daß die Kritiker unserer Tage Rhetoren und Sophisten seien; er ist aber selber der größte Sophist. Denn jene Trennung zwischen wissenschaftlicher und Lehrfreiheit ist rein sophistisch. Entweder etwas ist wissenschaftlich, dann kann es nur dem Vorurtheil gefährlich sein, und man muß ihm das Lebenselement jeder Art von Freiheit gestatten, oder es ist nicht wissenschaftlich; und selbst dann soll man das erst nachweisen, aber man soll nicht von oben her, mit vornehmer Miene und mit nichtssagenden Phrasen dagegen zu Felde ziehen.

Jener arabische Eroberer ließ die Bibliothek in Alexandria verbrennen. Denn alle Gelehrsamkeit, alles Denken der vergangenen Zeit war ihm Nichts gegen das Eine, den Koran. Er handelte, wie jedes neue Princip handelt, wenn es sich Geltung verschaffen will; er vernichtete. Und das Princip beweist um so mehr Energie, es verkündet um so mehr seine innere Kraft, je totaler die Vernichtung ist, die von ihm ausgeht.

Auch das Christenthum war Nichts, als ein gewaltsamer Vernichtungskampf, den ein neues Princip gegen die alte Welt anhub.

Und die französische Revolution? Die Geschichte kennt kein ähnliches Beispiel einer urplötzlicheren, mächtigeren Erschütterung und Neubelebung der Menschheit.

So ist es denn gewiß, daß jedes Princip, welches neu auftritt in der Weltgeschichte, vandalisch ist. Und es ist vandalisch, weil es bis zu seiner extremsten Ausbildung fortgehen muß. Und dies muß es, weil es sich nicht anders in seiner vollen Wahrheit entfalten, nicht anders das Ziel zeigen kann, zu welchem es die Menschheit hinführen will. Bei diesem seinem stürmischen Vordringen bis zum Ziele hin wird es um so energischer, je mehr es Widerstand findet, ja dieser Widerstand ist nöthig, um ihm seine ganze Kraft zum Bewußtsein zu bringen. Das Princip zertritt auf seinem Gange, den ihm die eiserne Nothwendigkeit selber vorschreibt, Alles, was sich ihm nicht unbedingt anschließen will; die Zerstörung, die es anhebt, ist

schonungslos; und es ruht nicht eher, als bis es seine Feinde bis auf den letzten Mann darniedergeworfen hat. Kein Zwang von außen kann ihm angelegt werden; kein Gesetz von außen kann es hemmen. Rücksichtslos dringt es an, und nur das Gesetz der eigenen Schwere, nur die Regel, die es in sich selbst hat, kann es sein, was ihm seinen Weg vorschreibt.

Und nun, wie unendlich verschieden ist die Revolution unserer Zeit von den Revolutionen aller früheren. Jener Araber vernichtete; ja, aber er hatte die Schranke schon bereit, die für alle anderen sein sollte, welche er niederriß. Er befreite von den vielen Ketten, um die einzige, welche er den Menschen anlegte, um so fester und drückender zu machen.

Er konnte dem Brande der Bibliothek ruhig zusehen, denn ein Buch, was lästiger sein sollte, als der Kram aller alten Gelehrsamkeit, den Koran hatte er schon in der Tasche. Sein Princip war selbstsüchtig, er wollte nur seine Beschränktheit an die Stelle einer andern setzen; er brachte den Muhamedanismus.

Auch das Christenthum zerstörte, ja das Nivellement, auf welches das Christenthum hinarbeitete, war fast so umfassend als die Gleichheit, welche der Zweck der modernen Revolution ist. Indem es sich stolz von den Fürsten und Gewaltigen dieser Erde abwandte, waren es die Kleinen, die Armen an Geist, die Preßhaften und Geschlagenen, denen es die tröstliche Lehre mittheilte, daß vor ihm kein Unterschied des Standes und Ansehns gelte. Es erkannte keine Bildung an, keine hochmüthige Gelehrsamkeit, und es erklärte ausdrücklich, daß Niemandem das Himmelreich sei außer denen, die da geworden sind, wie die Kindlein, die abgeworfen haben alles Bewußtsein der früheren Zeit. Die Bande der Familie waren Nichts gegen die Macht des christlichen Princips, der Christ kannte nicht Vater, nicht Mutter, er mußte so stark sein, Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schwester zu ver-

lassen und sich dem Neuen ganz und gar aufzuopfern. Kein Unterschied der Nationen galt vor dem Christenthum, und es schickte seine Gesandten zu allen Heiden in die ganze weite Welt; die Schranken der Nationalität sanken vor ihm wie ein Nichts, die Grenzen der Länder und Meere verschwanden vor ihm, wie Schatten. Und das Christenthum wußte recht gut, daß kein neues Princip sich ohne Kampf und Blut durchsetzt, denn es verkündete aller Welt: Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Ja, das Christenthum war demokratisch; aber es stiftete eine Demokratie des Himmels und nicht der Erden. Es wies auf einen Gott im Himmel hin, vor dem wir alle gleich seien und verschmähte die praktische Durchführung seiner Grundsätze auf Erden; weil ihm die Erde gottverlassen schien. So ließ es dem Egoismus, der Herrschsucht alle Gewalt, und indem sein Idealismus sich von aller frevelhaften Vermischung mit dem Irdischen abwandte, gestattete es der Selbstsucht des Materialismus die weiteste Ausdehnung. Es brachte hervor eine geldgierige Priesterschaft, denn vor seinem Gotte war ja aller Reichthum wie ein Wind; es hob den Unterschied der Nationen nur ideell, auf eine nicht wirklich vernünftige Weise auf, und ließ daher dem Haß der Nationen das freieste Spiel.

Das Christenthum zerstörte also, aber nicht der Begriff einer vernünftigen Menschheit war es, durch den es alle Schranken niederriß; es brachte vielmehr nur einen abstracten Idealismus, einen jenseitigen Gott und ein jenseitiges Reich. Es setzte die Menschheit noch nicht in ihre volle Macht, in ihre vollen Rechte ein, denn es stellte ihr eine äußerliche, jenseitige Autorität gegenüber.

Nur die Revolution bringt Nichts, und das ist ihr Vorzug, welcher ihren Vandalismus wieder gut, oder vielmehr welcher ihn vollkommen macht. Was sollen Eure Fragen nach dem, was wir Euch denn Neues bringen? Wir bringen Euch keine neue Fessel, keinen neuen Koran,

wir bringen Euch nur Euch selber. Die Revolution will die Menschheit nicht von Neuem binden, nicht von Neuem ihr mit gewaltsamer Autorität eine Regel aufdrängen, nach welcher sie sich fortan zu entwickeln habe. Und das kann die Revolution nicht, weil sie nicht eine Revolution des Muhamedanismus, nicht eine Revolution des Christianismus, sondern eine Revolution der Menschheit ist. Sie will, daß die Menschheit in sich selber die Regel finde, nach welcher sie neuen Entwickelungen zustrebe. Sie will, daß die Menschheit rein aus sich selbst und mit dem stolzen Bewußtsein der eigenen Kraft den Neubau beginne; einen Bau, der großartiger sein wird, als Alles, was die Menschheit bisher vollbracht hat; denn die Vernunft selbst wird es sein, welche ihn leitet.

Die Revolution ist vandalisch, weil sie Alles, worin sich die Menschheit bisher versucht hat, eben nicht als solche Vernunftbauten betrachten kann. Sieht sie doch in ihnen Nichts als Babelthürme, die unvollendet bleiben und untergehen, weil, die an ihnen arbeiten, nicht sich selbst, nicht die Anderen verstehen — denn sie reden nicht menschlich. Erst unsere Zeit soll diese menschliche Sprache finden, diese Sprache, in der es der ängstlichen Unterthänigkeit nicht möglich ist, sich auszudrücken, in welcher die gedrückte Abhängigkeit, die religiöse Angst eines in sich gespaltenen Bewußtseins nicht zu Worte kommen kann. Diese Sprache wird sein die Sprache des Menschen zum Menschen, die Sprache des Freien zum Freien, des Gleichen zum Gleichen. In ihr werden sich die Völker erkennen, in ihr wird keine Verwirrung die Vollendung des Baues verhindern können.

Was uns so oft vorgeworfen wird, ist wahr: das neue Princip ist sanscülottisch. Das heißt, die Wahrheit tritt in ihm nackt und unverhüllt auf, und sie glaubt um so eher zu siegen, je rücksichtsloser sie ist. Sie ist sanscülottisch, auch deshalb, weil sie sich nicht aristokratisch absperren, nicht als eine haute volée von Ideen existiren will. Vielmehr will sie in alle Sphären eindringen, bis in die

untersten Regionen will sie hinabsteigen; und durch den erhabenen Begriff der Menschheit vernichtet sie jeden Unterschied, adelt sie, heiligt sie den Geringsten. Nur durch diesen Begriff, unter dessen Fahne sie ihre Streiter beruft, gelingt es ihr, in diesen die Bereitwilligkeit für die größten Opfer, den schonungslosesten Enthusiasmus hervorzurufen, und einen Fanatismus, welcher vor Nichts zurückschrickt. Mag nun die Parthei der Menschheit für jetzt noch so klein sein, sie ist doch gewaltig und unbezwinglich, weil das Panier, unter dem sie ficht, ewig ist. Ja, sie braucht kaum zu kämpfen, denn die Gegenparthei, da sie in der Vernunft keine Stütze findet, ist geistverlassen; und, als ein gesetzloses Chaos, zusammengesetzt aus Eigensucht, Haß und Vorurtheil, muß sie in sich selbst einstürzen, muß sie sich selber zerstören.

Was wollt ihr daher gegen die Kritik, was gegen Bruno Bauer beginnen? Wenn die Kritik einem bestimmten Princip folgt, wenn sie nicht ruht, als bis sie dies Princip bis zum extremsten Extrem durchgeführt hat, so sind alle Widerlegungen, die dagegen versucht werden, schon dadurch selbst widerlegt, daß sie Widerlegungen sein wollen. Widerlegt werden kann ein bestimmter Standpunkt, auf welchen sich die Kritik stellt, nur so, daß man weiter geht, nicht so, daß man zurückgeht. Falls es euch daher gelingen sollte, über Bauer hinauszugehen, werdet ihr ihn auf die einzig vernünftige Art widerlegt haben. Die Vernunft kann nur durch die Vernunft widerlegt werden. Wollt ihr dagegen zurückgehen, wollt ihr bei der Unvernunft Hilfe finden, so wird es euch nie gelingen, die Kritik in ihrem Gange aufzuhalten, und ungestört, ohne Ruh wird sie bis zu ihrem Ziele fortschreiten.

In der That: haben wir irgend etwas Stichhaltiges unter Allem gefunden, was man gegen die Kritik vorgebracht? Wie kann auch das Alte, wenn es scheinbar noch so ausgebreitet herrscht, Kraft genug haben, um gegen das Neue einen erfolgreichen Kampf zu führen? Wie kann

das Alte, das nur in äußerer Autorität seine Stütze findet, gewaltig sein gegen das Neue, welches in sich selber die Quelle seiner Macht und seines Bestehens besitzt? Wie kann die bisherige Geschichte, die nur eine Vorbereitung war für die neue, gegen ihre eigene Vollendung aufkommen?

Das Alte ist an sich machtlos; darum haben es einige durch das Neue zu stützen gesucht, indem sie beides vermitteln wollten. Aber wenn sie wußten, daß im Neuen allein die Lebenskraft ist, warum wandten sie sich ihm nicht ganz zu? Warum haben sie den Lebenssaft des Neuen verfälscht, indem sie es mit dem Alten versetzten? Ihr, die ihr Christen zu sein behauptet, wißt nicht, daß auch das Christenthum an Niemandem seiner Bekenner es gelitten hätte, wenn er Jude und Christ, Heide und Christ zugleich hätte sein wollen. Nein jedes Princip, besonders wenn es zuerst auftritt, muß sich von aller Vermittelung, aller Vermischung fern halten. Und ihr wollt Philosophen und Gläubige zugleich sein. Da begeht ihr eine Fälschung, entweder an der Wissenschaft oder an der Religion — vielmehr an Beiden. Kann aus einer so zwitterartigen Vermischung eine gesunde Production hervorgehen? Kann aus einer so unnatürlichen Ehe der Messias erzeugt werden? Nimmermehr.

Diese Vermittler sind die ärgsten Feinde des Fortschrittes, weil sie uns überreden wollen, daß der scheinbare Schritt, den sie thun, ein Schritt vorwärts sei, und weil sie die Wahrheit, die nackt sein will, mit Lumpen behängen.

Ehrenwerth ist allein der, welcher consequent zu sein wagt, er mag es nun nach hinten oder nach vorn zu sein. Die Regierung ist consequent gewesen, indem sie gegen Bauer verfuhr. Sie hat ein System befolgt, als sie Bauer entsetzte. Als System ist dasselbe der Kritik unterworfen. Wir wollen nun Nichts thun, als dies System entwickeln, ein Verfahren, welches ja die Regierung selber jedem „treuen Unterthan" gesetzlich erlaubt.

Siebentes Kapitel.

Die Regierung und die Universitäten.

§. 1.
Der christliche Staat.

Der christliche Staat, sich auf die Kirche stützend, wird selbst zu einer Art Kirche. —

Was wir im ersten Kapitel nur mit ein Paar Strichen andeuten konnten, was dort noch unbestimmt blieb, führen wir hier weiter und genauer aus. — Was heißt das: eine Kirche? Was heißt das: ein christlicher Staat?

Es fehlt viel daran, daß die bloße Gemeinschaft der Gläubigen die Kirche ausmachen sollte. Zwischen religiösem Glauben und Kirchenglauben ist ein himmelweiter Unterschied; kann es doch vorkommen, daß der Mensch aus purer Religiosität sich von der Kirche und ihren Banden lossagt. Denn die Religiosität ist ihrer Natur nach schrankenlos, während die Kirche Schranken zieht. Jene Stimmungen des Menschen, in denen er bald voll Zerknirschung und innerem Jammer sich vor einem höheren Wesen beugt, sich, sein ganzes Selbst dahin giebt und bekennt, daß er unwürdig, sündhaft, daß er ein Wurm sei gegen die Erhabenheit Gottes: bald aufjauchst im Hinblick nach oben und in phantastischem Fluge sich über alle Leidenschaft, über allen irdischen Kampf erhoben fühlt: jene Stimmungen sind religiös, aber sie sind auch ihrer Natur nach gränzenlos, unbestimmt und in keine sichere Form zu fassen. Die Kirche dagegen, eine ganz positive Institution, muß, wenn sie herrschen will, theilen und begränzen, sie muß

klare Dogmen geben, und nicht blos das. Sie muß, gerade weil der Inhalt der Religiosität ein in sich verschwebender ist, unfähig, den Menschen an die Kirche zu fesseln, sie muß, sage ich, in äußerlicher Ceremonie das Band suchen, durch welches sie ihre Glieder an einander und an sich selber kettet. Jene religiöse Überzeugung hält sich nicht innerhalb der Grenzen vernünftigen Denkens auf; sie ist also auch nicht in vernünftige Gesetze zu bringen, noch kann mir befohlen werden, daß ich sie habe. Die Kirche muß daher, weil jene Innerlichkeit allzu innerlich ist, wiederum die äußerlichste Äußerlichkeit zum Mittel machen, um mich als den ihrigen zu erkennen. Weil sie mich in meiner Überzeugung nicht controliren kann, so wird sie mit großer Strenge darauf sehen müssen, daß ich ihre Ceremonien mitmache. Und obgleich diese der Überzeugung nicht entsprechen, obgleich ich religiös sein kann, ohne ceremoniös, und ceremoniös ohne religiös zu sein, so wird sie doch an meiner Beobachtung der Ceremonien meine Religiosität messen wollen. Das heißt: sie wird das verschiedenartigste an einander bringen und als gegenseitiges Maas brauchen. So kommt es denn dahin, daß die Kirche gerade in jenen Dogmen, gerade in jenen Ceremonien, in der Taufe, dem Abendmahl u. s. w. ihre Begründung und ihr Wesen findet.

Und das ist der große Widerspruch, der große Zwiespalt, der zum Wesen der Kirche nothwendig gehört.

Auf der einen Seite fordert sie, als Voraussetzung, die innere Überzeugung, die Gesinnung ihrer Mitglieder, und auf der andern Seite kann sie doch, gerade wegen der Unbestimmtheit jener Überzeugung, Nichts als äußere Gebräuche, Ceremonien geben, deren Achtung sie unbedingt fordert, während sie doch nur dann etwas werth sein können, wenn ich auch mit meiner Überzeugung bei ihnen bin. Bin ich das nicht, so sind jene Gebräuche geistlos und eine drückende Fessel.

Hieraus ergeben sich alle die anderen Consequenzen, ohne die eine Kirche Nichts ist. Die wahrhafte Kirche muß

wegen der Wichtigkeit ihrer Gebräuche, fest an diesen halten, sie muß daher ausschließlich und intolerant sein. Sie muß, der schrankenlosen, willkürlichen Religiosität gegenüber, ein unfehlbares, d. h. ein eben so willkürliches Oberhaupt haben; mag dasselbe nun ein Papst oder mag es ein symbolisches Buch sein. Sie muß Diener haben, welche genau an sie gefesselt, von ihr autorisirt sind, Priester, welche Theil haben an ihrer Unfehlbarkeit, und welche im Verhältniß zu ihrer Gemeinde eine unantastbare Macht sind. Eine Folge davon ist, daß sie eben nur diese Priester für die einzigen Kirchendiener ansieht, während sie doch alle Glieder ihrer Gemeinde für solche erklären sollte. Sie muß alle die, welche zu ihr gehören, beaufsichtigen, und die Inquisition ist kein krankhafter Auswuchs, sie ist eine nothwendige Frucht des kirchlichen Lebens. Denn da die religiöse Ueberzeugung etwas so Unfaßbares ist, welches nicht gerichtet, nicht beaufsichtigt werden kann, so wird die Kirche mit dem äußersten Mißtrauen ihre Mitglieder bevormunden, sie in keinem Gedanken, in keiner Meinung freilassen wollen.

Die kirchliche Gemeinschaft ist also nicht, und sie will auch gar nicht sein eine freie, vernünftige Gesellschaft. Das heißt eine Gesellschaft, die, ohne in fesselnden Institutionen ihr Wesen zu finden, durch die Vernünftigkeit ihrer Zwecke, durch die freie Ueberzeugung ihrer Mitglieder, durch das Bewußtsein derselben, in einem vollkommenen Ganzen zu leben und für dasselbe alle eigensüchtigen Interessen aufopfern zu können, besteht.

Was ist nun der christliche Staat, der in der christlichen Kirche seine sicherste Begründung findet?

Wie die Kirche jene Religiosität zu ihrer Voraussetzung hat, so hat der christliche Staat das **Vertrauen** zu seiner Voraussetzung. Aber dies Vertrauen ist, seiner Natur nach, eben so unbestimmt, wie jene Religiosität. Es hat in sich selber keinen Inhalt, vielmehr wird ihm derselbe immer erst von außen her gegeben, und das Ver-

trauen hat nichts zu thun, als — eben zu vertrauen. So muß der Staat des Vertrauens zu einem Staate des Mißtrauens werden. Nämlich auch das Vertrauen kann nicht durch Gesetze befohlen werden, und der Staat des Vertrauens stützt sich daher auf etwas, was außerhalb der Gesetze steht. Und da er in keinem Augenblicke sicher sein kann, daß nicht jenes unverbindliche und unbindbare Vertrauen aufhöre, so muß er stets aufpassen, inquiriren und auf einer mißtrauischen Hut stehen.

Das bloße Vertrauen ist also ein eben so ungewisses und unbrauchbares Band für den Staat, wie die Religiosität für die Kirche. Der Staat bedarf daher ebenfalls der Ceremonien, und da er sich selbst noch nicht für den unbedingt vernünftigen, sondern für den christlichen erklärt, so bedarf er der Ceremonien, die heilig sind, die aber nicht er, sondern die Kirche heiligt, die ich zum Theil unbewußt mitmache, durch die ich also auch unbewußt, das heißt wider meinen Willen gebunden werde. Er nimmt durch die Taufe in den Staatsverband auf; nur der, welcher den christlichen Glauben hat, kann auf Staatsrechte Anspruch machen; und die Ehe wird nur anerkannt, wenn die Kirche sie eingesegnet hat. Dies Alles kommt daher, weil der Staat sich selber und das geforderte Vertrauen seiner Bürger nicht für mächtig, das heißt nicht für vernünftig genug hält, um durch die reine Kraft seiner Idee und in der siegreichen Gewalt seiner Zwecke die Bürger an ihn und an einander zu halten.

Jenem unbedingten Vertrauen gegenüber muß eine eben so unbedingte und unfehlbare Macht bestehen, ein Oberhaupt, auf welches wir vertrauen, der Monarch, dessen Thaten recht sind, weil sie seine Thaten sind. Wie die Religiosität ein willkürlicher Gemüthszustand ist, und die Kirche zu einem eben so willkürlichen äußerlichen Institut wird, so ist auch das politische Vertrauen ein willkürliches, und ihm entspricht die Willkür des Regenten. Jenes Vertrauen, das in jedem Augenblicke verschwinden

kann, muß auch in jedem Augenblicke erprobt werden. Jenes Vertrauen, das nicht durch Gesetze geregelt werden kann, muß fortwährend durch Gesetzlosigkeit in Athem erhalten werden. Die Unterthanen stehen zum Regenten im Verhältniß der Kinder zum Vater, oder, was dasselbe ist, im Verhältniß der Vormundschaft. Er bevormundet sie durch Beamten, welche gleichfalls an seiner Unfehlbarkeit und Unverletzlichkeit Theil haben. Und wie jene Priester vor Allem Kirchendiener sind, so sind diese Beamten vor Allem Staatsdiener. Weil nun im christlichen Staate nur der Staatsdiener Staatsbürger ist, so sind jene eigentlich die einzig echten Staatsbürger.

Bei jenem innigen Zusammenhange des christlichen Staates mit der christlichen Kirche, ja bei jenem Einssein beider, muß, wie der Kirche, so dem Staate die inquisitorische Macht über die Gewissen und Gesinnungen seiner Unterthanen zugestanden werden. Und das Recht der Bevormundung ertheilt dem Staate nicht blos das Recht, nein auch die Pflicht, jede wissenschaftliche Kritik, welche, auf die Macht der Vernunft und Wahrheit trotzend, die Kirche in ihren Grundpfeilern anfeindet, zu ächten, und von seinen Unterrichts-Anstalten zu verbannen.

Unsere Regierung nun, da sie die Regierung eines christlichen Staates sein will, war ganz consequent, als sie bei den Universitäten auf die Entsetzung Bauers antrug; ja, sie wäre noch consequenter gewesen, wenn sie, ohne es auf die Entscheidung der Universitäten ankommen zu lassen, Bruno Bauer geradezu die Berechtigung, in Bonn zu lehren, genommen hätte.

§. 2. Die Universitäten.

Waren nun aber die Universitäten es der Regierung schuldig, auf ihre Ansichten einzugehen?

Ganz gewiß!

Die Universitäten, so lange sie Staats-Anstalten sind, und zwar die Anstalten eines christlichen Staates, können und dürfen nicht darauf Anspruch machen, Sitze der freien

Wissenschaft zu sein. Der Professor an einer Universität, wenn er die Staats-Rücksichten nicht befragen, wenn er nicht seine Wissenschaft dem Christenthum unterordnen, wenn er nicht immervor allen Dingen fragen wollte, ob seine Ansicht auch mit dem Christenthum in Uebereinstimmung sei, würde sich des Ungehorsams schuldig machen. Der Staat muß sein System unbedingt durchführen. Er kann an den Universitäten nur solche brauchen, die vor seinem Examen bestanden haben, die in diesem Examen ihre Christlichkeit und ihr unbedingtes Vertrauen, ihre rücksichtslose Hingebung für die Principien des christlichen Staates bewiesen haben. Nur treue Diener, auf die man wiederum Vertrauen haben kann, nur gewissenhafte Unterthanen, nur solche, die in jedem Augenblick bereit sind, den Winken der Staatsmacht zn gehorchen, nur solche können und dürfen auf eine Anstellung und Besoldung Anspruch machen.

Wenn der Staat Anstalten einrichtet, auf welchen *seine* Diener gebildet, *seine* Bürger herangezogen werden sollen, so muß er auch darauf sehen, daß *seine* Ansichten dort gelehrt werden. So lange er nicht der freie Staat sein will, so lange er nicht auf der Vernünftigkeit, sondern auf dem Vertrauen seiner Bürger basirt, so lange er nicht den Unterricht frei und die Wissenschaft sich ungehindert aussprechen lassen will, so lange kann er nur die Männer auf seine Anstalten berufen, die durch ein feines Gefühl für die Meinungen der Regierung sich auszeichnen.

Es wäre also ein Widerspruch gewesen, wenn der Staat, wie man wohl schwärmerischer Weise verlangt hat, auch auswärtige Fakultäten befragt hätte. Denn auswärtige Fakultäten sind eben keine preußische Fakultäten. Die Regierung hatte aber höchstens ihre eigenen treuen Unterthanen, die in die Grundsätze der Christlichkeit eingeweiht waren und wußten was ihnen obliegt, zu Rathe zu ziehen. Auswärtige Fakultäten befragen hieß sich der Ge-

fahr aussetzen, daß man auf eine Universität gestoßen wäre, welche ein wissenschaftliches und kein christliches Institut zu sein glaubt.

Freilich, alle Universitäten sind christliche Institute. Denn wollen sie nicht ausschließlich die unfehlbaren Anstalten sein, auf denen das Wissen mitgetheilt wird? Schon im ersten Kapitel sahen wir, daß die Universitäten gleichsam ein Monopol mit der Wissenschaft treiben, ein Monopol, welches vom Staate sanctionirt ist. Nur wer auf Universitäten gelernt hat, kann in den höheren Staatsdienst aufgenommen werden, und der Staat kümmert sich viel mehr darum, wo, als was Jemand studirt hat.

Die Universitäten sind mittelalterliche Institute. Sie waren gut genug, als die Wissenschaft, um sich gegen Barbarei zu schützen, sich zu Corporationen verdichten, sich an bestimmten Punkten concentriren mußte. Heut zu Tage aber die Wissenschaft zum Besitz einer Korporation, die Mittheilung derselben zum Privilegium einer Kaste machen wollen, hieße die Luft, die der Welt gehört, in ein Gefängniß sperren, hieße das organische Leben, das Jeder von Natur hat, durch Galvanismus mittheilen. „Die Universitäten haben sich überlebt", so hieß es schon lange. Ihre Zeit ist gekommen, und sie sollten stolz darauf sein. Sie sollten stolz sein, daß das Wissen jetzt nicht mehr der Besitz eines Standes, sondern des Menschen überhaupt, nicht mehr Staats-Anstalt, sondern Bedingung des Staats ist. Können sie sich nicht bis zu jenem Stolze aufschwingen, in dem sie sich selbst aufgeben und der Zeit überliefern, können sie es nicht begreifen, daß heut zu Tage die Wissenschaft, wenn sie wirksam sein soll, unabhängig sein muß, sind sie taub gegen die Stimme der Freiheit, nun gut, so mögen sie sich, bis die Zeit sich ihnen energischer bemerkbar macht, jenem dolce far niente überlassen, dem sich jede veraltete Korporation so gern hingiebt. —

Was will daher Bruno Bauer? Was kann er wol-

len? Seinem Prinzip und dem Prinzip der Regierung nach, die einander gerade entgegengesetzt sind, konnte Bauer nichts Anderes erwarten, als was geschehen ist. Es ergiebt sich, daß Bruno Bauer von der christlichen Regierung des preußischen Staates Nichts verlangen kann, weil er sonst mit sich in Widerspruch stehen würde.

Eben so ergiebt sich, daß er es für einen Raub an sich selber halten müßte, wenn er eine Docentenstelle an einer Universität in Anspruch nähme. Denn nicht einmal Lehrer der Philosophie kann er werden, weil ja der christliche Staat auch die Philosophie beaufsichtigen, und weil die Kirche auch die Philosophie ihrer alleinseligmachenden Norm unterwerfen muß.

Daß die Universitäten sich so entschieden haben, wie es geschehen ist, kann ihnen, als solchen, nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Daß die Regierung, die christliche, gegen Bauer so verfahren ist, wie sie verfuhr, kann nicht getadelt werden. Dennoch haben wir gegen die Fakultäten gesprochen, weil sie Bauer eben nicht als Fakultäten verwiesen, weil sie nicht an einer einfachen, dictatorischen Erklärung genug zu haben glaubten, sondern weil sie wissenschaftliche Gründe gegen ihn anführen wollten, weil sie also die Prätention machten, Inhaber der Wissenschaft und keine Staats-Anstalten zu sein. Sie sind Zünfte, die der Staat privilegirt, und die daher denjenigen aus ihrer Mitte stoßen müssen, der nicht zunftgemäß ist. Aber der Staat hat schon die Gewerbe-Zünfte aufgehoben und die industrielle Bewegung freigegeben; wie viel wichtiger ist es nun, daß er auch die wissenschaftlichen Zünfte aufhebe und vollkommene wissenschaftliche Lehrfreiheit gebe. So lange der Staat dagegen eigene Anstalten an den Universitäten haben will, auf denen *seine* Wissenschaft gelehrt wird, so lange wird er auch die selbstständige Fortbildung derselben nicht befördern können. So lange dürfen auch die Universitäten nicht behaupten, daß auf ihnen die freie Wis-

senschaft vertreten sei. Vielmehr wird die Wissenschaft, angekommen auf dem Punkte, wo sie weiter ist, als der Staat, sich von den Universitäten lossagen und eine Schaar freier Männer bilden, welche die Bewegung repräsentiren. Will sich also der Staat nicht der Gefahr aussetzen, hinter der Ausbildung der Wissenschaft zurückzubleiben, so darf er diese nicht durch Beaufsichtigung und Privilegirung autorisiren, er muß vielmehr dem Lernen und Lehren vollkommene Unabhängigkeit geben, er muß der Wissenschaft die Gelegenheit lassen, sich selbst, nachdem sie sich im Herzen des Volkes schon so fest gesetzt, nun auch weiter auszubreiten und zu behaupten.

§. 3.
Der freie Staat.

Das kann aber nur der freie Staat. Nun haben wir schon im ersten Kapitel Worte eines preußischen Ministers angeführt, aus denen erhellt, daß auch unsere Regierung nicht fest an das Prinzip des christlichen Staates sich bindet, sondern einer Fortentwicklung zum freien Staate hin, bewußt oder unbewußt, entgegengeht. Wenn nämlich der christliche Staat rein auf dem Vertrauen, auf dem christlichen Glauben basirt, wenn er eine unbedingte Bevormundung auf der einen, eine rücksichtslose Hingebung auf der andern Seite fordert, so regen sich in unserer Zeit Stimmungen, finden sich auch in unserem Staate Institutionen, welche jenem Prinzip widersprechen. Schon die Vertretung der Provinzen, wodurch wenigstens ein Mitreden gesetzlich geworden ist, schon die Selbstregierung der Städte durch ihre Verordneten, in deren Versammlungen sogar Juden zugelassen werden können, setzen nicht bloß Vertrauen, sie setzen ein politisches Bewußtsein und eine Ueberzeugung voraus. Sie bedingen ein Handeln für und durch sich selbst, kein bloßes Handelnlassen. Sie begünstigen die freie Bewegung des Einzelnen, und nicht die widerstandslose Ergebung. Sie rufen den Bürgerstolz hervor und vernichten die Unterthanendemuth. Sie fordern vernünftige Kritik und nicht den Glauben und das Vorurtheil. Und

doch sind jene Institutionen nur Hindeutungen auf eine weitere, vollkommnere Entwicklung. Es regt sich überall, aber die freie Schöpfung ist noch gehemmt. Es gährt, und man strebt noch nach Klarheit. Man will, aber man handelt noch nicht. Erst im freien Staate handelt man.

Wenn wir von dem Staate glaubten, daß er sich um Alles bekümmern müsse, so könnten wir über den christlichen Staat nicht hinausgehen. Denn der vollkommene christliche Staat ist der, wo kein Haar von dem Haupte des Unterthanen fällt, ohne Wissen und Willen des Regenten. Wir glauben vielmehr, daß der Staat, mit dem stolzen Bewußtsein seiner Vernünftigkeit, gerade in der Freiheit das Element finden muß, welches seine Bürger alle zu stolzen, kühnen, selbstständigen Persönlichkeiten heranbildet. Wir glauben, daß er, jede Kraft des Individuums frei gewähren lassend, die Kraft des Allgemeinen am meisten stählt. Dieser Staat erblickt das Band, welches seine Bürger mit dem Allgemeinen zusammenhält, nicht in Ceremonien, die eine ihm fremde Institution ihm leihet. Denn jene Ceremonien, weil sie bloße Ceremonien und keine vernünftige Handlungen sind, haben immer ein Element der Bewußtlosigkeit an sich. Ich werde zum Beispiel getauft; bin ich nun hierdurch auf eine freie, vernünftige Weise in die Gemeinschaft der Kirche, welche doch, wie sie vorgiebt, Ueberzeugung fordert, aufgenommen? Bin ich auf freie Weise Mitglied einer politischen Gesellschaft geworden? Nein. Und doch soll ich gebunden sein. Der freie Staat verbannt alle solche Bewußtlosigkeit; weil er selbst nur die freie, vernünftige That anerkennt, so fordert er auch nicht die Anerkennung einer Ceremonie, bei welcher ich unfrei bin. Was er fordert, ist Selbstbestimmung, freie Selbstbestimmung. Und so ist es denn das Zusammenwirken für die Zwecke der Gesammtheit, es ist die Kraft der allgemeinen Vernunft, was seine Bürger zusammenhält.

Dieser Staat zieht seine Bürger nicht in Anstalten, welche eher Maschinen als freie Männer hervorbringen; er fesselt nicht die Bewegung der Wissenschaft, die, wenn sie gedeihen soll, schrankenlos sein muß. Er läßt Jeden lernen, wo er will, Jeden lehren, was er will und was er kann; denn er hat die Ueberzeugung, daß die Wahrheit in sich selbst die sicherste Waffe gegen jeden Irrthum trägt. Er autorisirt keine lebendigen Compendien, welche die Jugend nur demüthigen, nicht erheben können. Er erniedrigt sich nicht zum Taktschläger für eine sklavische und mechanische Melodie. Nein er weiß, daß der glorreichste Einklang dort sein wird, wo die Vernunft des Bürgers und nur sie den Ton angiebt. Er hält nicht seine Bürger auseinander, er ruft nicht, indem er selbst Alle beargwohnt, den gegenseitigen Argwohn unter ihnen hervor. Vielmehr läßt er sie, in dem gemeinsamen Bewußtsein, Menschen, freie Menschen zu sein, auch frei handeln und frei sprechen.

Wir kämpfen noch, Alles kämpft, und die Regierung selbst ist in einem innern Prozesse begriffen. Der christliche Staat, consequent durchgeführt, muß sich selbst überstürzen. Die dem Menschen angeborene Freiheit läßt sich nicht für immer unterdrücken. Der Mensch, der Sohn der Erde, läßt sich nicht mit Wechseln auf den Himmel abspeisen. Hier, auf Erden, ist es, wo er handeln, wo er frei handeln will.

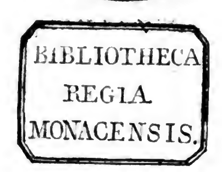
Ist erst die Freiheit zum Panier für Alle erhoben, so wird auch für die Wissenschaft ein neuer Tag anbrechen, weil dann die Vernunft die Sonne sein wird, welche Alles beleuchtet und belebt.

Dann wird man auch erst entscheiden können, welches die Feinde, welches die wahren Freunde des Menschengeschlechtes waren.

Bis dahin steht uns noch mancher harte Strauß bevor. An Frieden ist nicht zu denken; und wer ihn schlie-

ßen will, ist unser Feind. Nur Erbitterung, nur todesmuthiger Kampf, nur der Fanatismus für die Sache der Vernunft kann uns fruchten. Wo das Prinzip einer neuen Zeit den Institutionen und veralteten Vorurtheilen der Vergangenheit gegenübersteht, kann die weichmüthige Versöhnung nur eine solche Schöpfung hervorbringen, die den Keim des Todes schon in sich trägt.

Nur eine Vernichtungsschlacht kann die Sache zu Ende führen.



Gedruckt bei Gebr. Unger.



